

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer
Zeit]

[urn:nbn:de:bsz:31-191772](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-191772)

DER POSTILLON.

Erzählung von Franz Wichmann.



P

I.

Posthalters Rosi hörte Schritte im Garten. Aber als sie sich der Laube näherte, schürzten sich ihre roten Lippen ein wenig hochmütig und flugs kehrte sie sich auf dem zierlichen Absatz um.

Die Gäste, die eben von der Straße hereingekommen waren, mochte die Kellnerin bedienen! Das waren ja nur drei bestaubte Handwerksburschen, mit Felleisen auf dem Rücken. Vergerlich genug, daß man solchen Besuchern den Wirtschaftsgarten nicht verschließen konnte! Die verzehrten selten etwas Rechtes, wollten alles billiger haben und belästigten nur die noblen Fremden aus der Stadt, die sich im Sommer stets zahlreich in dem romantischen Helfenstein einfanden. Sie rief der Kellnerin und hieß sie mit spöttischem Lächeln, die Herren in der Laube nach ihren Wünschen fragen.

Aber Dominik Gundler hatte sie bereits bemerkt, und seine hellen, braunen Augen folgten der schlanken Gestalt durch den Garten.

„Hoho, das wär' so ein Schatz für den Kirchweihntanz!“ meinte er, sein Mäntel abwerfend.

„Aber zu fein für unsereinen,“ bemerkte der Schuster.

„Für dich —“ höhnte der Schneider, — „vielleicht; hat gar zu weiße Hände, — wär' schad, wenn sie Pech anrühren müßten.“

„Für flotte Wanderburschen —“ rief Gundler, „ist die beste Dirn gerade gut genug. Wär' mir nicht bang, solch ein Fischlein zu fangen.“

„Freilich, ihr Weißgerber meint alleweil, euch gehöre die Welt! Wollt immer vornehm sein und das Beste für euch!“

Die Kellnerin erschien und die Drei bestellten Bier.

„Warum ist denn die andere davongelaufen?“ sagte Dominik.

„Die andere? Außer mir ist keine Kellnerin da. Wen meint ihr?“ gab das Mädchen zurück.

„Nun, die schlanke mit dem braunen Zopf und den kohlschwarzen Augen, die wie ein paar Himmelssterne funkeln.“

„Ah — das Fräulein meint ihr, — des Herrn Posthalters Jüngste!“

„So, so.“ Die Wanderburschen verstummten und ließen sich das frische, kalte Bier nach dem heißen, staubigen Bege schmecken.

Dominik wischte sich den weißen Schaum aus dem dichten, blonden Schnurrbart. „Pos tausend, was liegt denn da?“

Die Augen der anderen folgten seinem Blicke.

„Ein Posthorn, — blank gepußt, blitzt wie die Sonne.“

Gundler schritt auf den benachbarten Tisch zu. „Das muß ich probieren! Geht nichts über ein lustig Morgenlied.“ Er setzte das Horn an die Lippen und, gegen das Haus sich wendend, in dem die schlanke Schöne verschwunden war, blies er aus voller Brust:

„Mein Lieb ist eine Alpenrin,
Gebürtig aus Tirol,
Sie trägt, wenn ich nicht irrighin,
Ein schwarzes Kamisöl.
Doch schwärzer als ihr Kamisöl
Ist ihrer Augen Nacht.
Mir wird so weh, mir wird so wohl,
Schaun' ich der Sterne Pracht!“

Schon bei den ersten Tönen öffneten sich im Gasthause die Fenster, und mehrere Sommergäste

lauschten mit entzückten Gesichtern der wohl lautenden Weise. Auch Kosi in der Küche spitzte die Ohren.

„Hat denn der Vater wieder einen neuen Postillon bekommen?“

„Weiß nix davon,“ antwortete mürrisch die robuste Köchin, sich über den flammenden Herd beugend, „es wär' mir recht, wenn die Blaferei einmal ein End' hätt', — ist doch nichts als Lug und Trug mit den schönen Liedern!“

Kosi lachte. „Ja so, hast ja auch einmal einen Schatz bei der Post gehabt, der hernach seine Lieb in alle Winde geblasen hat und auf und davon ist.“

Die Köchin wurde rot wie die Blut im Herde und verstummte.

Dominik Gundler hatte kaum das Horn abgesetzt, als sich eine Hand wuchtig auf seine Schulter legte. Ein wenig erschreckt, wandte er sich um. Hinter ihm stand ein älterer, breitschultriger Mann von hohem Wuchse, mit braunem Vollbart und frischem, freundlichem Gesicht, in grauem Lodenrock. Die Ähnlichkeit seiner Züge mit der schönen Kosi war unverkennbar, und Dominik wußte gleich, mit wem er es zu thun hatte.

„Verzeihung, Herr Posthalter! Aber schauen's, wenn ich so ein Horn liegen seh', — kann ich's nicht ungeblasen lassen.“

„Blas' nur noch ein Stücklein,“ versetzte der Posthalter freundlich.

„Ihr versteht die Kunst, und das Horn da ist verwaist. Der es bisher geführt, war wohl ein lustiger Musikant, aber ein Trunkenbold, den ich oft hab' schelten müssen. Da ist er mir gestern im Zorn davon gelaufen, und jetzt muß mein Ackerknecht die Post fahren. Aber der versteht von der Musik nicht mehr als eine Kuh vom Tanzen.“

Dominik ließ sich nicht zweimal auffordern, umsomehr als das schöne Mädchen, offenbar durch die

Klänge aus dem Hause gelockt, von neuem in den Garten kam und verwundert einige Schritte von der Laube entfernt stehen blieb. Gar wehmütig klang es diesmal in den goldenen Sommertag hinaus:

„Seht ihr drei Kasse vor dem Wagen
Und jenen jungen Postillon?
Von weitem hört man schon sein Klagen
Wie eines Glöckleins dumpfen Ton.“

„So leb' denn wohl, du holde Jungfrau,
Du meines Herzens Paradies,
Leb' wohl, du Vaterstadt, o Moskau,
Wo ich mein Alles hinterließ!“

„Bravo,“ sagte Herr Clemens Reich unwillkürlich, „das war schön! Seid Ihr vielleicht einmal bei der Post gewesen?“

„O nein, hab' nur daheim, als kleiner Bub' schon, immer des Vaters Waldhorn geblasen.“

„Schade.“

Gundler sah den Posthalter und Hirschenwirt fragend an. „Was meint Ihr?“

„Nun, daß Ihr kein Postillon seid. Sonst hätt' ich Euch auf der Stelle da behalten für den Bathasar.“

„Was nicht ist, kann ja noch werden,“ mischte sich lachend der Schuster ein; „ein blankes Posthorn blasen gefiele mir besser, als Leder weiß zu gerben!“

„Weißgerber seid Ihr — und auf der Wanderung?“ fragte der Posthalter. „Da werdet

Ihr wohl von Pferden und Fahren nichts verstehen?“

„Das will ich meinen! Wenn es sein muß, führ' ich Euch den Postwagen so gut wie einer! Und blas' Euch so viel Ihr wollt.“

„Wahr ist's,“ rief der Schneider dazwischen, „der Dominik ist ein Teufelskerl und in allen Sätteln gerecht.“



Gar wehmütig klang es diesmal in den goldenen Sommertag hinaus.

Der Posthalter überlegte einen Augenblick. „Ihr könntet mir aus einer großen Verlegenheit helfen.“

„Gewiß, mit Vergnügen,“ meinte Dominik, dem das frische Bier nicht weniger verlockend dünkte als das frische Töchterlein, „sagt nur, was es soll!“

„Möchtet Ihr nicht, — auf vier Wochen nur, — den Postwagen nach Heldeberg fahren und nach Herzenslust dazu blasen?“

„Wenn es weiter nichts ist —“

„Ich geb' Euch den vollen Lohn, wie einem rechten Postillon, und wenn Ihr solid und anständig mit den Passagieren seid, sollt Ihr es in jeder Weise gut haben. Die Fremden sind nun einmal darauf veressen und meinen, es sei keine rechte Post, wenn der Postillon nicht auch schön blasen könne. Jetzt ist gerade die Hochsaison und die Post am meisten benützt. Bis der Monat herum ist, find' ich wohl einen anderen, und Ihr könnt denn Eure Wanderung fortsetzen.“

„Was meint ihr, Bruder Schuster und Schneider,“ wandte sich Dominik lachend zu seinen Kameraden, „soll ich euch allein der schlechten Welt anvertrauen und hier bleiben? Dürft inzwischen nur nicht allzuweit laufen, daß ich im Herbst euch wieder einholen kann.“

„Wenn du einmal den blauen Frack und die weißen Hosen am Leib gehabt,“ meinte der Schuster, „so wirst uns nachher nimmer kennen wollen.“

„Wär' ich der Dominik, — ich thät' mich nicht lang bestimmen,“ bemerkte der Schneider, „wir finden unsern Weg schon allein.“

„Also geh' ich auf Eueren Vorschlag ein, Herr Posthalter, und bleibe.“

„Recht so, — eingeschlagen!“ rief dieser erfreut. Das Nötige beim Postamt besorge ich schon, und gleich morgen tretet Ihr Eueren Dienst an.“

II.

Sie hatten die waldigen Hänge des Helfensteiner Thals von so lustigen Klängen wiedergehallt, als seit Dominik Gundler sie peitschknallend mit dem gelben Wagen durchtrabte. Der neue Postillon war die Freude aller Reisenden, und sein fröhliches, doch stets bescheidenes Wesen machte ihn bald zum Liebling aller Sommergäste im „Hirschen.“ Bier, Zigarren und Trinkgelder gab es in reichstem Maße, und oft mußte er abends, wenn er dienstfrei war, im Garten der Gesellschaft einige seiner Stücke zum besten geben. So war es kein Wunder, daß die Tage gar schnell vergingen und Dominik bereits mit heimlicher Betrübniß an das Ende seiner Dienstzeit zu denken begann.

Auch Rosi Reich beschäftigte sich öfter mit diesem nahenden Ereigniß. Eine Weile hatte sie ihre anfängliche spröde Zurückhaltung aufgegeben und sich ein wenig nach Dominiks Verhältnissen zu erkundigen begonnen. Aber da war der sonst so gesprächige Bursche merkwürdig schweigsam. Kein Zweifel, daß er ein armer Teufel war, dessen einzige Heimat vielleicht Zeitlebens die Landstraße blieb. Schade um den schönen Menschen! — dachte sie, und ein leichtes Mitleid regte sich in ihrer Brust. Wie man bei solchen Ansichten nur so fröhlich zu sein vermochte! Konnte sie, die Tochter eines reichen Vaters, für die das Leben keine Sorgen hatte, nicht viel heiterer sein als er? Und früher war sie doch auch stets munter und guter Dinge gewesen! Was fehlte ihr denn jetzt mit einem Male? Es ging doch, seltsam zu in der Welt. Je mehr sie darüber nachdachte, desto stiller und ernster wurde sie.

Ganz so leicht aber, als es den Anschein hatte, war es doch auch Dominik nicht um's Herz; er hatte sich doch alles ein wenig anders gedacht. Trotz der freundlichen Worte, die sie bisweilen an ihn richtete, schien er für Rosi doch immer nur der Untergebene, der arme Wanderbursche zu bleiben. Bei jeder anderen hätte ihn das nur zu fecken Scherzen gereizt, — hier aber fand er nicht seinen sonstigen Uebermut. Es lag etwas schwer auf seiner Brust, von dem ihn nicht einmal ein frohes Lied befreien konnte.

Nachdenklich und mit sich selber unzufrieden sah er auch heute wieder auf dem Boock. Hinter ihm im Wagen befand sich — offenbar auf der Hochzeitsreise — ein junges Ehepaar, das zärtlicher wie verliebte Tauben miteinander that. Der Mann gefiel Dominik nicht sonderlich. Mit seinem bartlosen, kühn unternehmenden Gesicht, den dunklen, feurigen Augen und der hohen, schlanken Figur bot er zwar eine stattliche, schöne Erscheinung, aber in seinem Blicke lag etwas ruhelos Unsicheres, und alle die süßen Worte, die er mit wohlklingender Stimme der Geliebten zuflüsterte, schienen mehr der Mund als das Herz zu sprechen. Die junge Frau dagegen war die köstlichste und lieblichste Unschuld selbst, — kaum neunzehn Jahre vielleicht, — und in allem, was sie sprach, verriet sich nur das reine, hingebende Herz eines liebenden Weibes.

Dominik mußte an Rosi denken und daß er so ganz allein durch die Welt fuhr. Das stimmte ihn schwermütig; er nahm das Horn und blies gegen seine Gewohnheit ein paar ernste Weisen.

Der Herr im Wagen lachte und scherzte noch eine Weile, dann wurde es still, und als der Postillon

... allelei Lieber ...
... einen Blick, von betrag ...
... liehen, da hätte er pl ...
... Wie er, das Horn ...
... er, daß die junge Fr ...
... Was trampfho ...
... Der zweite griff pl ...
... damit einen Guldeng ...
... er ganz sein, Ihr mac ...
... Dem Postillon war es ...
... nicht begangen; er m ...
... nicht, und als er sich b ...
... unter des Horn einen ...
... Man, so daß sich droh ...
... der Mail frisches Gesicht



... Ein anderer ...
... in Weidhaus gefiel ...
... immer es Dominik ...
... Postillon im ...
... eingeschlagen, um ...
... sein gemessen ...
... Mandrin's ...
... fand da ein ...
... Mandrin's ...
... hatte er hoch den ...
... es war ja noch ...
... Lippen ...
... von die ...
... schick. Da stand ...
... hatte noch nie ...

fortfuhr, allerlei Lieder von exträurtem und verlore-
nem Glück, von betrogener und verratener Liebe
zu blasen, da hörte er plötzlich Laute, die ihn erschreckten.
Wie er, das Horn absetzend, sich umwandte, sah er, daß die junge Frau weinte und die Hände des Mannes krampfhaft umschlossen hielt.

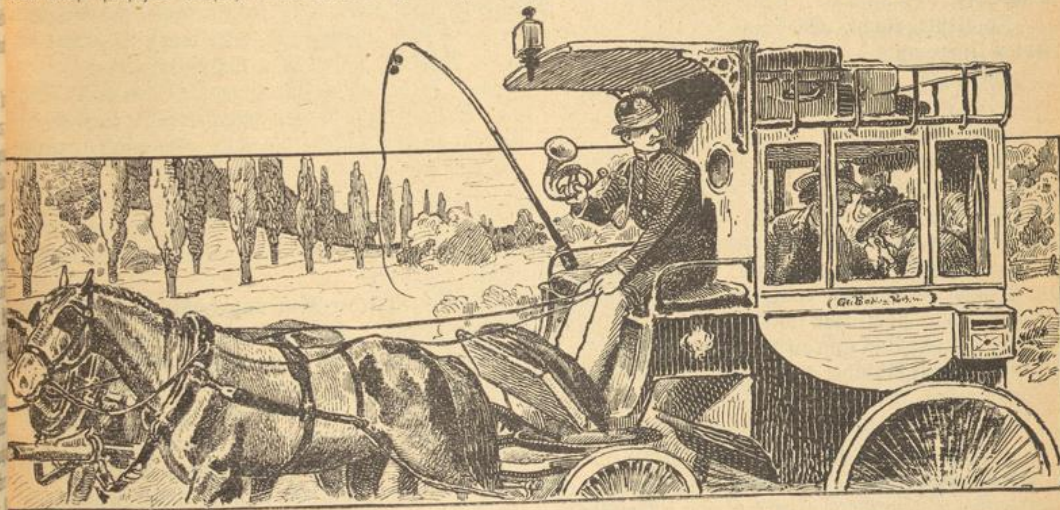
Der Fremde griff plötzlich in seine Tasche, reichte Dominik einen Guldenzettel und meinte: „Laßt es nun genug sein, Ihr macht meine Fanny traurig.“

Dem Postillon war es, als habe er ein schweres Unrecht begangen; er machte sich im stillen Vorwürfe, und als er sich dem „Hirschen“ näherte, da hatte das Horn einen schrillen, fast mißtönigen Klang, so daß sich droben ein Fenster öffnete und der Rost freisches Gesicht verwundert herabschaute.

und nun war in ihre Stadt eine wandernde Gesellschaft gekommen. Das hatte das junge Ding ganz außer Rand und Band gebracht. Besonders von einem Claudius Ringold schwärmte sie, der die Könige und Prinzen spiele und ein wunderschöner Mann sei. — Nun, es war immerhin gut, daß dieser Komödiant bereits seine Wahl getroffen hatte, — dachte Dominik, — so war doch für unerfahrene Mädchenherzen eine Gefahr weniger auf der Welt.

III.

Einen Tag noch, dann war der Monat abgelaufen. Schweren Herzens dachte Dominik daran, daß er nun wieder das Felleisen nehmen und hinausziehen sollte, — den anderen nach, — während



Wie er, das Horn absetzend, sich umwandte, sah er, daß die junge Frau weinte.

Am anderen Morgen, da das junge, die Nacht im Gasthaus gebliebene Paar weiter gereist war, konnte es Dominik nicht unterlassen, bei günstiger Gelegenheit im Wirtszimmer das Fremdenbuch nachzuschlagen, um zu sehen, wer der freigebige Herr gewesen.

„Claudius Ringold, Schauspieler, mit Frau,“ stand da eingetragen.

— Claudius Ringold — sann er nach. Wo hatte er doch den Namen schon gehört? Ach richtig, — es war ja noch gar nicht lange her. Nach dem letzten Städtchen, wo er in Arbeit gestanden, hatte ihm die Grete, sein Schwesterlein, einen Brief geschickt. Da stand viel närrisches Zeug darin. Sie hatte noch nie im Leben ein Theater gesehen —

Rost zurückblieb. Seit zwei Tagen hatte er sie kaum mehr gesehen. Sie schien ihm absichtlich auszuweichen. Möchte sie selbst nicht von dem Abschied mit ihm reden?

In trübem Sinnen stand er in Heldenberg vor dem Postamt, das der Wirt zum „Waldhorn“ versah, und wartete auf den einzigen Fahrgast, den er seiner Passagierliste nach führen sollte.

Jetzt kam der Erwartete. Es war eine junge Dame, die, obwohl es noch keineswegs eilte, in auffälliger Hast das Haus verließ und sich, ohne zur Seite zu blicken, in den geschlossenen Wagen warf.

Erstaunt blickte Dominik der Erscheinung nach. Diese kleine, zierliche Gestalt mit den schmalen

Schultern mußte noch ein ganz junges Mädchen sein. Ihre Figur, ihr Gang dachten ihm seltsam bekannt. Es reizte ihn wirklich, zu wissen, wer die Fremde war.

Er suchte den Schlag fester zu schließen und dabei in den Wagen zu blicken. Aber der dicke, weiße Schleier verhinderte, das Gesicht des Mädchens zu erkennen. Es hatte sich schon in die Ecke gedrückt und sah sogleich auf der anderen Seite hinaus.

Doch Dominik's Neugier war zu groß. Er kehrte noch einmal in den Hausgang des „Waldhorns“ zurück. Dort stand ja die Kellnerin, die ihn gut kannte und über alles Bescheid wußte.

„Hat die junge Dame bei euch logiert?“ fragte er.

„Ja, letzte Nacht. Sie kam erst spät mit dem letzten Zuge an.“

„Wißt Ihr, wie das Fräulein heißt?“

„Ein Fräulein ist das nicht.“

„Wie, eine Frau?“

„Als Frau Ringold hat sie sich im Fremdenbuch eingeschrieben. — Ihr Mann sei ein großer Künstler — sagte sie. Ich weiß nicht, ob er zaubert oder auf dem Seile tanzt.“

„— Ringold, — Ringold!“ Dominik stand in starrem Erstaunen da. Und plötzlich wandte er sich, ohne noch eine weitere Frage zu thun, sprang auf den Bod und hieb in die Pferde. Es war höchste Zeit zur Abfahrt gewesen, und da die Straße eben fortging, ließ er die Braunen Galopp laufen.

Aber trotz Peitschentrallen und Räberasseln, das seine Ohren umlärnte, wollte ihm die Geschichte nicht aus dem Kopfe. War denn dieser Ringold ein Türke, der Vielweiberei trieb? Seine jetzige Passagierin war doch nimmermehr die, welche neulich als seine Frau mit ihm gefahren! Da sie die gleiche Route nach Wintersau fuhr, reiste sie dem Schauspieler offenbar nach. Und wieder so ein blutjunges Ding! Dahinter steckte etwas Anderes. Eine von den beiden war schändlich betrogen, und es wäre ein Unrecht gewesen, sie nicht zu warnen.

Auf der nächsten Station fand sich kein weiterer Fahrgast ein, die junge Frau blieb bis Helsenstein allein.

Da ließ es Dominik keine Ruhe mehr. Mitten im Walde hielt er, sprang ab und trat an den Schlag. Es wurde ihm doch schwer, zu sprechen; am Ende glaubte sie noch, er wolle ihr ein Leid thun. —

Die junge Dame, die eben im Begriff war, aus dem Fenster zu sehen, fuhr in der That schreckensbleich zurück.

„Fürchten Sie nichts, gnädige —“

Er kam nicht weiter. Ein lauter Schrei angstvoller Ueberraschung unterbrach ihn, und die Fremde suchte sich wie eine schone Taube im hintersten Winkel des Wagens zu bergen. Was war das! Diese Stimme kannte er ja. Da war keine Täuschung möglich. Er bebte vor Erregung, mit zitternden Händen öffnete er den Schlag und sprang in den Wagen. Im nächsten Augenblick hatte er ihr den Schleier vom Gesichte gerissen.

„Grete! Bei allen Heiligen, — was soll das bedeuten!“

Ein angstentstelltes, blaßes Gesicht sah ihm entgegen. Sie konnte kaum sprechen.

„Dominik, — du —, — bist es wirklich! O — verrate mich nicht —,“ stehend wie ein Kind, hob sie die Hände zu ihm auf, „du warst ja immer ein guter Bruder, hattest dein Schwesterlein gern.“

Aber er war in diesem Augenblick kein guter Bruder. Seine Fäuste ballten sich, als wollte er einen unsichtbaren Feind niederschlagen. Sie umklammerte, zitternd wie ein sturmgetroffenes Laub, seine Arme.

„Grete, es kann, es darf nicht sein! Nicht wahr, es ist nur eine Komödie? Aber, wie kommst du dazu, dich für die Frau eines Mannes auszugeben, der —“

Sie sagte wieder Mut und suchte einer Antwort auszuweichen. „Wie kommst du dazu, dich als Postillon auszugeben? Hätte ich das ahnen können und dich früher angesehen —“

„Laß das,“ versetzte er unwillig, „das gehört nicht hierher. Vielleicht war es eine Fügung des Himmels, um dich vor dem Abgrund zu retten. Die ganze Wahrheit will ich wissen, ohne Zögern, — oder —“

Seine Augen leuchteten drohend und zornig. Sie fürchtete ihn wirklich, und es blieb ja auch kein anderer Ausweg. Vielleicht hatte er doch ein Einsehen.

„Ich bin heimlich davon,“ sagte sie mit leiser Stimme.

„Geflohen — du, aus unserem Elternhause, —“ schrie er schmerzlich auf, „um einem Glenden zu folgen!“

„O, Claudius ist der edelste und schönste Mann der Welt.“

Er lachte gell und bitter auf. „Ein Heide, — ein Türke! —“ Die Wut erstickte ihn. „So ist das Furchtbare doch wahr, — du bist heimlich das Weib dieses Menschen geworden?“

„Ich, — ja, — das heißt, — noch nicht, — aber“ stammelte sie.

„Noch nicht?“ Eine Zentnerlast fiel von seiner Brust. „Dem Himmel sei Dank! Aber wie kommst du dazu, seinen Namen zu führen?“

„Dich traute mir nicht, allein, als junges Fräulein und mit dem rechten Namen die Reise zu unternehmen. Zu kurzem bin ich ja doch seine Frau, er hat es mir heilig gelobt, wenn ich ihm folgen würde.“

Da war es ja gleich, ob ich seinen Namen ein wenig früher vor der Welt annahm. In Winzersau ist er angestellt, am Kurtheater, — und dort treffe ich ihn morgen. Ach, ich liebe ihn ja so sehr, Dominik, — ich konnte nicht anders. Verrate mich nicht den Eltern, bis ich ganz sein bin!“

„Armes, unglückliches, verblendetes Geschöpf, — danke der höheren Macht, die alles zum Guten wendet,“ sagte der Postillon plötzlich bewegt, „dieser Ringold ist ein schändlicher Betrüger und Verräter, den ich erwürgen könnte, wenn er mir unter die Hände käme.“

„Das ist nicht wahr,“ fuhr Grete auf, „du verleumdest ihn!“

„Vor kaum acht Tagen habe ich ihn mit einem anderen jungen Dinge, das er seine Frau nannte, in diesem Wagen geführt! Du in deiner Unschuld hast seinen falschen Schwüren geglaubt und Eltern und Geschwister schmachvoll verlassen, um —“ der Zorn bemächtigte sich seiner von neuem, wild fuhr er sich mit den Händen in das krause Blondhaar.

„Ich kann es nicht glauben, — es muß alles erlogen sein,“ schluchzte das Mädchen halb von Sinnen. „So schlechte Menschen kann es gar nicht geben. Er ist der beste, edelste Mann, — und was er sagt, — das glaube ich wie das Evangelium.“

Da ergrimte Dominik, und wenig fehlte, daß er sich an der halsstarrigen Schwester vergriffen hätte.

„Es ist gut, —“ knirschte er, „in Helfenstein sprechen wir uns weiter!“ Dröhnend schlug er den Schlag zu, sprang mit einem Satz auf den Kutschersitz, und unter klatschenden Peitschenhieben rasten die Pferde so schnell über die Landstraße hin, daß dem

Mädchen jeder Fluchtversuch abgebrochen war.

Ganz außer sich kam Dominik in Helfenstein an. Die Kellnerin trat an den Wagen, um die erwarteten Fahrgäste zu empfangen. Aber ehe sie sich von ihrem Erstaunen über des Postillons verändertes Aussehen erholen konnte, hatte dieser den Schlag geöffnet, die Hand der tief verschleierten Dame ergriffen und sie ins Haus geführt. Das zitternde Geschöpf wagte keinen Widerstand.

„Ich — brauche ein Zimmer — für — für — dieses Mädchen, Cenz; — sie bleibt heute Nacht hier, — und morgen, wenn mein Dienst zu Ende, — fahren wir zusammen weiter.“

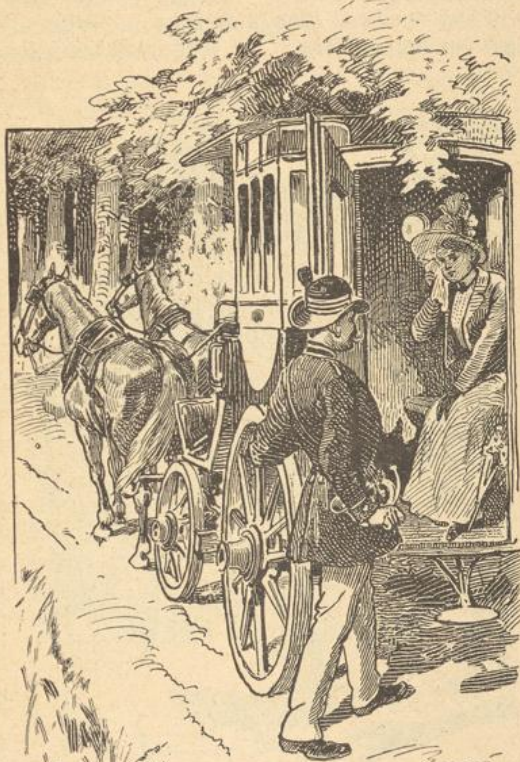
„Sie, — Sie, — ein Zimmer? — Außer Nr. 15 ist keins mehr frei —“ stotterte die Kellnerin, die ihn für närrisch geworden hielt.

„Das heißt, — ich zahle es natürlich, — sagt es meinethwegen dem Posthalter, — und

mein Nachteffen möchte ich auch auf das Zimmer haben.“

Die Cenz riß Mund und Augen noch weiter auf: „Sie — essen mit dem — Mädchen?“

„Ja, pos Wetter, könnt Ihr nicht hören!“ Er ließ die Verblüffte stehen und eilte, die verschleierte Dame immer an der Hand haltend, die Treppe hinauf.



„Geflohen — du, aus unserem Elternhause, —“ schrie er schmerzlich auf, „um einem Stenden zu folgen!“

Ganz blaß und verstört stürzte Rosi, die alles mit angehört, aus der Küche heraus auf die Kellnerin zu.

„Genz, um Gotteswillen, was bedeutet das, — dieses Mädchen ist —“

„Ich verstehe kein Wort. Wird wohl sein Schas sein.“

„Und mit dieser Person will er auf ein Zimmer —“ sie wurde blutrot, — „das ist doch unerhört! Und ich habe ihn immer für so gut und brav gehalten.“

Sie mußte abbrechen, — das Weinen war ihr nahe, — und die Genz durfte doch nichts davon merken.

Wankend schlich sie davon, der Treppe zu, die in den obern Stock führte. Sie hörte, wie eine Thür geworfen und ein Schlüssel umgedreht wurde. Dann knarrten schwere Stiefel die Stiege herab. Es war der Gang des Postillons. Er war also eiferfüchtig bis zur Narrheit, — er spernte seine Geliebte ein! O jetzt war jedes Gefühl für ihn tot in ihrer Brust. Aber ein Zorn, ein edler Zorn bemächtigte sich ihrer. So alles zu lohnen, was er Gutes im Hause erfahren hatte! Da sah man es: die Landstraße, der er angehörte, konnte sich nicht verleugnen — und diese Zigeuner kannten ja weder Sitte noch Anstand!

Dominik kam herunter, um die Pferde zu versorgen. Da erschrak er. Hinter dem Wagen trat Rosi hervor, und ihre Augen blitzten ihn in flammendem Zorne an.

„Pfui, — das hätte ich nicht von Ihnen erwartet, — daß Sie — eine Geliebte, eine —“

Die Wut kochte noch immer in ihm.

„Eine Geliebte? — Was kümmert es Sie, — wenn ich —“

Sie fühlte bei dem bitteren Ton seiner Worte einen wehen Schmerz in der Brust.

„O freilich, — es kümmert mich nichts weiter, als daß ich Sie für einen guten, treuen, ehrlichen Menschen hielt, — einen Menschen, dem ich —“ sie stockte erschreckt.

Da fuhr es ihm plötzlich wie ein Blitz durch die Seele. Er sah ihre Augen mit Thränen gefüllt und verstand das schmerzliche Beben ihrer Stimme.

„Rosi, Fräulein Rosi, — Sie wollen doch — nicht sagen, — daß, — daß —“

„Daß ich Ihnen hätte



„Genz, um Gotteswillen, was bedeutet das, — dieses Mädchen ist —“

so gegangen, aber das darf man nicht sagen. Und wenn es so ist, — ich begreife noch immer nicht, — warum sperrst du denn deine Schwester ein? Seid ihr euch nicht gut?“

„Eigentlich sollte ich es nicht sein, aber die Thörin, ein siebzehnjähriges Kind, verdient mehr Mitleid als Strafe.“ Und während Rosi mit ihm hinter das Haus trat, wo niemand sie sehen und hören konnte, erzählte er ihr alles, was er soeben erfahren, und das Schreckliche, das nur ein glücklicher Zufall

gut sein können, wenn Sie so gewesen wären, wie ich Sie mir dachte. — Aber gehen Sie, — Ihr Herz gehört ja einer andern!“

Da ergriff er ihre beiden Hände und sah ihr bittend, selig in die Augen.

„Rosi, liebe Rosi, kannst du denn etwas dagegen haben, wenn ein kleines Teufchen, — ein ganz kleines nur von diesem Herzen meinem armen Schwesterlein gehört — und alles Andere dir?“

„Deine Schwester?“ schrie sie auf — und das bittere Salz ihrer Augen verwandelte sich plötzlich in süßen Freudentau. „Ist es denn möglich! Und das sagtest du mir nicht gleich, — so konntest du mich quälen!“

„Konnte ich denn ahnen, daß du, — daß ich nicht zu kühn zu hoffen wagte, wenn ich in träumenden Gedanken dich —“

„Still, still,“ — sie legte ihm die Hand auf den Mund, „mir ist es ja auch

er eine wunderbare Prä-
gezeichnet hat.
Die Frauen und Schö-
ne Hand noch immer in
ich, daß du doch ein
man feier hätte dich
unterliegen, das
„Meinst du wirklich
überdem Blick um ih
hat doch das Poitio-
„Aber hier,“ fuhr sie
nimmst von deiner
deiner Spinnat erzählt?
„Sich wohl gemeint,
sige gar keine?“ läch-
nimmst.
Das hätte ich wen
nie nie gedacht, daß
sich eine große Ger-
sche und ein reicher,
reicher Bürger ist.
—“ fügte sie plöz-
licher in etwas ä-
schen Tone hinzu,
daß denn da nun
Landesgefell auf die
genze gekommen?
kann haben
sich verziehen?“
Domini-
einwachsen. Der
sich ja gerade h-
richtet. Ist ein
wunderlicher Ausg-
ganz klar. Weil
in seiner Jugend
angewandt
wert von Ge-
lernt hat, ma-
er Sohn müße
kann zu werden u
in können. Jeg-
—, der Be-
sich zur Ruhe
sein müßen.
nit, so wird be-
„Aber so ist
möglich. U
alles verdim-
„Weil es m
sollten. Am
Postillon.“

ber eine wunderbare Fügung im letzten Augenblicke abgewendet hatte.

Mit Staunen und Schrecken hatte sie ihm zugehört, ihre Hand noch immer in der seinen lassend. „Nun sehe ich, daß du doch ein guter, braver Mensch bist, denn sonst hätte dich die Vorsehung nicht zum Werkzeug ausersehen, das Böse zu vereiteln.“

„Meinst du wirklich? —“ er legte den Arm in lachendem Glück um ihren schlanken Leib, „eigentlich hat doch das Posthorn all das Gute gestiftet!“

„Aber höre,“ fuhr sie fort, „warum hast du denn niemals von deiner Schwester, deinen Eltern, deiner Heimat erzählt?“

„Hast wohl gemeint, ich besitze gar keine?“ lächelte Dominik.

„Das hätte ich wenigstens nie gedacht, daß dein Vater eine große Gerberei besaß, wenn er ein besitzender und ein reicher, angesehenener Bürger ist.“

„Wie —“ fügte sie plötzlich wieder in etwas ängstlichem Tone hinzu, „wie bist du denn da nur als Wanderer auf die Landstraße gekommen? Die Deinen haben dich doch nicht verstoßen?“

Damufte Dominik herzhaft auflachen. „Der Vater hat mich ja gerade hinausgeschickt. Ist ein etwas wunderlicher Kauz — der gute Alte. Weil er selbst in seiner Jugend Jahre lang gewandert und das Handwerk von Grund aus gelernt hat, meinte er, der Sohn müsse das Gleiche thun, um ein gescheiter Kerl zu werden und einmal das Geschäft selbst führen zu können. Jetzt ist es so weit, wie mir die Greta sagt, — der Vater ist müde geworden und möchte sich zur Ruhe setzen. Ich hätte also ohnehin jetzt heim müssen. — Bring' ich die Frau Meisterin gleich mit, so wird der Eltern Freude um so größer sein.“

„Aber so schnell geht es doch nicht,“ flüsterte sie erröthend. „Und erst sage mir, warum du mir das alles verschwiegen?“

„Weil es mir deine Augen vom ersten Tag an angethan. Nur deinetwegen blieb ich hier und wurde Postillon.“

„Du liebest mich schon lange?“

„O, jeden Tag mehr. Und ein wenig Hoffnung machte ich mir auch —“

„Aber doch spieltest du die Komödie weiter und hieltest nicht offen beim Vater um meine Hand an?“ schmolte sie.

„Weil ich nur um meiner selbst willen geliebt sein wollte, — auch als armer Handwerksbursche und Postillon.“

„Das warst du, — Dominik, das warst du!“

„Und doch wußte ich es bis heute nicht. Hättest du nicht selbst dein Herz verraten, so wär' ich morgen traurig weiter gegangen, um — —“

„Eine andere zu suchen?“ fiel sie schelmisch drohend ein.

„Nein, um nie mehr das wahre Glück zu finden.“



„Da hab' ich noch so eine kleine Barschaft, die ich mir in Eurem Dienste aus Trinkgeldern erspart, —“

war zu glücklich, um ihr länger zürnen zu können. Liebe bei siebzehn Lenzen sitzt nicht allzu tief, und junge Augen lachen gern. Bald war das Mädchen selbst im Innersten froh über ihre Rettung, und noch am gleichen Abend hatte sich der erste große Schmerz ihres Lebens bedeutend gelindert.

Am anderen Morgen führte Dominik zum letzten Mal den gelben Wagen. Obwohl sein weniger künstlerisch begabter Nachfolger sich schon eingefunden, wollte er sich das nicht nehmen lassen. Als er aber mittags zurückkehrte, brachte er zwei seltsame Fährgäste mit, die, beim „Hirschen“ angekommen, sich scheu und still davonschleichen wollten.

Aber Dominik hielt sie fest und führte sie dem Posthalter zu.

„Wen bringt Ihr denn da?“ fragte dieser, verwundert die schäbigen, zerlumpten und bestaubten Gestalten betrachtend.

„Das sind blinde Passagiere, Schwiegervater,“ lachte Dominik. „Ich bin in Eurem Dienste allezeit ein pflichttreuer Postillon gewesen, aber einmal muß' ich mir doch etwas zu Schulden kommen lassen. Die armen Kerle da, ein Schuster und ein Schneider, dieselben, die mit mir hierher wanderten, fand ich todmüde und halb verhungert auf der Landstraße. Sie konnten die nächste Verpflegungsstation nicht mehr erreichen. Da nahm ich sie mit in meinem leeren Wagen.“

„Du bist ein schlimmer Gesell,“ drohte der Posthalter lächelnd mit dem Finger, „am letzten Tage noch gegen das Reglement zu sündigen!“

„Zur Strafe für mich, zahlt Ihr diesen beiden meinen heute fälligen Gehalt als Postillon aus, — nicht wahr, Schwiegervater, — und da —“ er griff in seine Tasche, „da hab' ich noch so eine kleine Barschaft, die ich mir in Eurem Dienste aus Trinkgelbern erspart, — die gehört ebenfalls meinen einstigen, wackeren Wandergefellen.“

Da fiel, heiße Freudenthränen in den dunklen Augen, ihm Rosi um den Hals und flüsterte: „Du gutes Herz, wie glücklich werde ich mit dir sein!“

„Und ich mit dir! Weißt du, ich bin immer schnell gefahren und hab' nie viel Geduld zum langen Warten gehabt. Heute fahre ich mit der Schwester heim — und dann, wenn ich zu Hause nach dem Rechten gesehen, in ein paar Monaten spätestens, komme ich wieder, um mir mein Glück zu holen!“

Während die armen Handwerksburschen, ganz außer sich vor Freude, ihren so plötzlich erlangten Reichtum zählten und mit leuchtenden Augen dem schäumenden Bier entgegenfahen, das ihnen auf Rosi's Wink die Kellnerin brachte, nahm Dominik noch einmal das geliebte Horn:

„Muß i denn, muß i denn

Zum Städtle hinaus

Und du mein Schatz bleibst hier! —

und dann, hell jubelnd, mit aller Kraft seiner Lungen, daß Berg und Waldthal wiederklangen, blies er es in den sonnigen Tag hinaus:

„Wann i komm', wann i komm',

Wann i wiederum komm',

kehr' i ein, mein Schatz, bei dir!“ —



Fridolin.

Novellette von Franz Wichmann.

Die Mama lehrte mit Ottilie verstimmt von der Mittagstafel zurück. Einen Augenblick hatte sie die neueste Kurliste freudig erregt. Das war doch wenigstens der erste Fridolin, der ihnen in den Weg kam. Um so bitterer dann die Enttäuschung. Ein Familienvater mit acht Kindern! Der existierte also für ihre Zwecke überhaupt nicht.

Es war wirklich alles umsonst. Sechs Wochen weilten sie nun schon in Birkenheim. Wenn irgendwo, ließ sich doch unter den Hunderten von Kurgästen in einem beliebten Badeorte immer noch am ersten auf eine Bekanntschaft hoffen, nach der man in der Stadt seit zwei Jahren vergeblich gesucht. Und es war doch wirklich die höchste Zeit. Von ihrer kleinen Witwenpension konnte sie sich und die Tochter nicht länger erhalten, im Frühjahr aber wurde Ottilie zwanzig Jahre alt, und am nächsten Fridolinstage war alles verloren.

Was jedoch die Frau Kanzleirat am meisten empörte, war, daß das Mädchen den Ernst der Situation gar nicht voll zu begreifen schien. — „Aber mit dem Finden allein ist's doch gar nicht gethan, Mama,“ sagte die Halsstarrige immer, „ich muß ihn doch auch lieben. Eher will ich arm bleiben und selbst mein Brot verdienen, als einen ungeliebten Mann heiraten.“ — Ja, es war wirklich zum Verzweifeln! Auch jetzt schien Ottilie an ganz andere Dinge als ihre Zukunft zu denken. „Sieh nur, Mama, was da für komische Leute gekommen sind!“

Frau Kanzleirat Egg warf einen verächtlichen Blick auf die seltsame Gruppe. „Böhmische Musikanten. Was geht uns das Gefindel an!“

„Aber sie wollen ja spielen.“

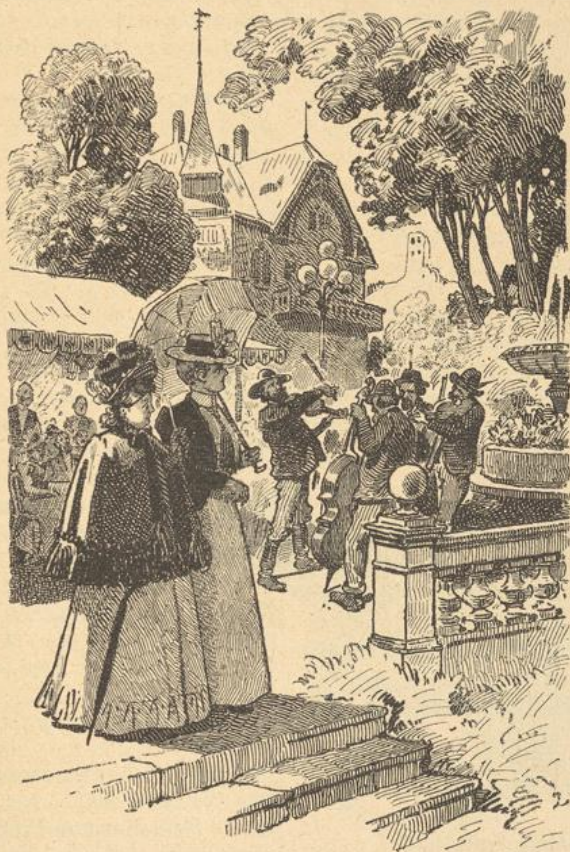
„Wahrhaftig, frech genug, auf der Terrasse des Kurhauses! — Unbegreiflich, daß man das duldet!“

Auch die übrigen Kurgäste waren stehen geblieben und blickten teils neugierig, teils entrüstet auf die

fünf fahrenden Gesellen mit ihren verschliffenen Kleidern und verwilderten Bärten, die eben die Streichinstrumente vom Rücken nahmen und zu stimmen begannen. Aus der staunenden Verwunderung der eleganten Badegesellschaft schienen sich diese struppigen, sonnenverbrannten Burschen mit der Sorglosigkeit echter Künstler nicht das Geringste zu machen. Ja, als jetzt der Oberkellner erschien, um

lassen, spielen lassen!" Kopfschüttelnd zog er sich zurück, während die Musikanten ihm mit triumphierend lächelnden Gesichtern nachschauten. Sie hatten wirklich Glück. Auf den Teller, mit dem der Schwarzgüige einsammeln ging, regnete es nur so von klingender Münze.

An dem Tische, an dem Frau Egg und ihre Tochter



Die Saiten begannen zu singen und zu klingen.

sie von der Terrasse fortzuweisen, lachten sie ihn einfach an und blieben ruhig, wo sie waren. Der Erbooste entfernte sich, um den Wirt zu holen, doch gleichzeitig gab einer der Musikanten, ein noch jugendlicher, hochgewachsener Mann von prächtiger, schlanker Gestalt, intelligentem, hübschem Gesicht und leuchtenden, schwarzen Augen das Zeichen zum Spielen. Die Saiten begannen zu singen und zu klingen, zu rauschen und zu vibrieren in den wilden Harmonien einer ungarischen Tanzweise. Die Musikanten wurden ganz Feuer und Flamme, sie schienen mit ihren Instrumenten gleichsam zu verwachsen — und Stannen und Bewunderung ließen es im Publikum immer stiller werden.

„Das sind ja Meister im Geigenpiel,“ flüsterte man, „vollendete Künstler, das ist ihnen angeboren. So verstehen es eben nur Böhmen und Zigeuner.“

Niemand ging mehr an der Terrasse vorbei, alles ließ sich nieder, um den Kaffee einzunehmen und dem Spiele zu lauschen. Der Wirt, der eben erschien, um die ungerufenen Gäste fortzuweisen, blieb betroffen stehen. Das Publikum winkte und schrie ihm mit offenbarem Unwillen zu: „Spielen

stehen, denn die Frau Kanzleirat machte noch keine Miene, in die Tasche zu greifen. „Es gilt einem guten Zweck, gnädige Frau, — arme, durstige Musikantenfehlen zu erquicken,“ sagte er mit leisem Auslug von Humor.

Bei dem Klange seiner weichen, einschmelzenden Stimme sah Ottilie unwillkürlich auf. Ihr Blick begegnete dem des Musikanten, der sich leuchtend in ihre blauen Augen zu versenken schien. Da schlug sie die ihren nieder, und jetzt erst das Bögeru der Mutter bemerkend, empfand sie das Peinliche der Situation und griff unter hastigem Erröten in die Tasche.

Ein Marktstück klornte auf dem Teller des Böhmen.

Der schöne Mensch verbeugte sich tief mit der vollendeten Eleganz eines Weltmanns. Dann entfernte er sich mit einem Blick auf die Geberin, der das blonde Mädchen erschauern machte. Sie wußte nicht, was es Dankbarkeit oder etwas Anderes, was aus seinen Augen leuchtete.

Da schlug die grollende Stimme der Mutter an ihr Ohr:

„Unbesonnenes Ding! Weißt du nicht, wie wir sparen müssen! So das Geld hinzuwerfen an einen

fremden Landstreicher! Zehn Pfennige hätten es auch gethan. Ich hatte nur gerade nichts Kleines bei mir."

Ottilie antwortete nicht; die Kapelle hatte wieder zu spielen begonnen, aber sie war mehr Auge als Ohr. Ihre Blicke und Gedanken gingen immer in der gleichen Richtung. Mein Gott, — wenn er Fridolin hieße! Freilich, die Mutter würde das niemals zugeben. Aber mit dem könnte sie auf und davon gehen — in die weite Welt, — und der Onkel hatte ja weiter keine Bedingung gemacht, — wenn sie das Geld erhielt. Sie erschrak plötzlich selbst über ihre tollen Träume. Jetzt war ja schon alles vorüber. Die Musikanten schickten sich eben an, die Terrasse zu verlassen. Sie würde ihn nie mehr im Leben sehen.

"Dableiben, — mehr spielen, — wiederkommen, wiederkommen!" rief man den Abziehenden nach. Der Ruf hallte im Herzen des Mädchens nach, sie hätte ihn selbst austreten mögen. Aber vielleicht befolgten sie ihn. Sie atmete ordentlich erleichtert auf. Die fremden Gesellen verließen ja den Ort noch nicht. Man sah sie alle mit ihren Instrumenten in den "Schwarzen Bären" hinüberwandern. Vielleicht blieben sie dort über Nacht und spielten morgen noch einmal. — — — — —

* * *

Als die Bärenwirtin am nächsten Morgen vor die Thür trat, wunderte sie sich, Fräulein Ottilie schon so früh auf der noch ganz stillen Straße und gerade auf ihr Haus zukommen zu sehen.

"Schon einen Morgenspaziergang gemacht, gnädiges Fräulein?"

Das Mädchen schien ein wenig verlegen. "Ja, ja, — ich wollte ihnen nur sagen, — die Mama schläft noch, dann frühstücken wir erst später. Sie brauchen uns die Milch heute nicht so früh zu schicken."

"Ist schon recht, gnädiges Fräulein."

Sie wollte gehen, blieb wieder stehen, zögerte und meinte plötzlich: "Die fremden Gäste haben Ihnen wohl die Nachtruhe gestört, Frau Lindner?"

"Die fremden Gäste?"

"Nun — die böhmischen Musikanten; sie sind doch bei Ihnen geblieben."

"Ach so die! O das sind harmlose, lustige Leute, da macht man nicht viel Umstände. Aber ein gutes Geschäft haben sie gestern gemacht und vorläufig wollen sie noch nicht weiter. Hätte ihnen gern ein besseres Logis gegönnt, aber mein Gott, — für

dreißig Pfennig Schlafgeld, — und mehr wollten sie nicht zahlen, — da kann man's nicht besser geben."

"Wo haben Sie die Leute denn untergebracht?" fragte neugierig Ottilie.

"Nun, wo es eben ging. Hier haben zusammen eine Dachkammer, der Fünfte hat auf den Heuboden müssen."

"Der mit den schwarzen Augen?" fragte Ottilie rasch und unvorsichtig.

"Eben der," lächelte die Wirtin; "ist freilich ein hübscher Mensch."

"Und auf dem Heuboden!" seufzte Ottilie. Von dem bunten Lustschloß ihrer Träume stürzte ein weiterer Teil zusammen. Es war ja Wahnsinn, sie konnte doch nicht später mit ihrem Gatten im Heu schlafen. Aber die Frage, die sie eigentlich hierher getrieben, konnte sie doch nicht unterdrücken. "Wissen Sie auch, wie er heißt?"

"O ja, — er hat sich zuerst in's Fremdenbuch eingetragen, — ein gepassiger Name: Desiderius Bachstefel."

"Desiderius Bachstefel," wiederholte die junge Dame laut und ganz entsetzt. Das war ja noch schrecklicher — als im Heu schlafen. Der letzte Ankergrund ihrer Hoffnung schwand.

In dem kleinen Schiefenster, oben in der an das Gasthaus angebauten Scheune, erschien ein Männerkopf, in dessen wirrem Lockenhaare lange, dünne Grashalmen hingen. "Hast du mich gerufen, Frosch? Hier bin ich, komme gleich." — Doch im selben Augenblick wurde er die Wirtin mit der jungen Dame gewahr, geriet, ganz rot werdend, in sichtliche Verlegenheit, und seinen Kopf schnell zurückziehend, stotterte er:

"Verzeihen die Damen, ich glaubte, mein Freund sei unten."

Die beiden blickten verwundert hinauf. — Nein, was doch diese wandernden Musikanten bei ihrem weiten Herumkommen für seine Sitten annahmen! Die Wirtin wollte eben eine Bemerkung machen, als die ersten Gäste kamen und sie in's Haus zurück mußte. Auch Ottilie konnte jetzt nicht länger bleiben, aber einen raschen Blick mußte sie doch noch nach der Scheune zurückwerfen, und da war es ihr, als stände er noch immer halb verborgen neben dem kleinen Fenster und verfolgte jede ihrer Bewegungen mit seinen leuchtenden Blicken.

— — — Am Nachmittag wußte Ottilie die Mama schon zu bestimmen, daß man wieder den Kaffee auf der Terrasse einnahm. Alle Welt saß ja da und hörte den Böhmen zu, die plötzlich in Mob

gekommene waren. Aber sie hatten noch nicht lange gespielt, als eine plötzliche Bewegung entstand. Die Geigen brachen jäh ab, und die Musikanten starrten erschreckt auf zwei Gensdarmen, die sich säbelrasselnd mit strengster Amtsmiene ihnen näherten.

Das Publikum erhob sich indigniert, mitten in seinem Genuße gestört. Man schimpfte über die Polizeiwillkür. Diese harmlosen Leute konnte man doch ungeschoren lassen, und am wenigsten brauchte man sie hier vor dem Kurhause zu kontrollieren! Nur die Frau Kanzleirat lächelte mit spöttischer Befriedigung ihrer Tochter zu: „Da siehst du, was für ein Pack das ist!“

„Das ist nicht wahr, Mama, das glaube ich nicht. Die armen Menschen haben gewiß nichts verbrochen. Das muß ich sehen und hören!“

Ottilie war ganz entrüstet aufgestanden, und der Mutter blieb nichts anderes übrig, als ihr zu folgen. Alle Gäste hatten sich in die Nähe der Musikanten gedrängt; wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Munde: „Sie werden verfolgt!“

„Von Waldhagen aus wird auf Sie gefahndet.“

„Sie sollen einen Schinken gestohlen haben!“

„Aber mein Bester, das muß ein Irrtum sein,“ beteuerte der Älteste der Musikanten. — „Wir sind ja gar nicht in Waldhagen gewesen.“

Der Gendarm strich grimmig seinen roten Schnauzbart. „Irrtum, — das giebt es nicht. Die Polizei irrt sich nie. Böhmisches Musikanten sind es gewesen — und seit acht Tagen schon ist man auf Ihrer Spur. Wie heißen Sie?“

„Irenäus Frosch, Uli Weißbrod, Jeremias Häring, Adam Eisbein,“ lärmte es durcheinander.

„Und Sie?“

„Desiderius Bachstefel.“

Der Gendarm stampfte ärgerlich den Boden. „Solche Namen! Das kann jeder sagen. Zeigen Sie Ihre Legitimation!“

Ottilie klopfte ordentlich das Herz, da sie bemerkte, daß die Musikanten in sichtbare Verlegenheit gerieten. Aber der Dunkeläugige, der einen Augenblick verzweifelt und fragend seine Gefährten angesehen hatte, faßte sich zuerst, griff unter seine Zoppe und stieß einen Seufzer aus:

„Na, wenn es sein muß, in Gottes Namen, — fahr wohl, lustiges Musikantenleben!“

„Da haben wir's,“ schnob der Gensdarm, — „falsche Namen, — natürlich! Da steht ja etwas ganz anderes, — Fridolin Klinghardt.“

Ein lauter Aufschrei, der aus einem Mädchenmunde kam und aller Augen heruntriß, unterbrach ihn.

„Mama, Mama, er heißt Fridolin!“ klang es jauchzend und frohlockend.

Die Frau Kanzleirat wurde kreideweiß: „Bist du von Sinnen? Was kümmert das uns! Die Blamage! Du denkst doch nicht im Ernst daran! Ein böhmischer Musikant, der Schinken stiehlt!“

„Das hat er nicht gethan, Mama, — er ist ein ehrlicher Mensch, — das wollt' ich beschwören.“

Sie stockte plötzlich, da sie den Blick des neu entdeckten Fridolin mit einem ganz eigentümlichen Ausdruck auf sich gerichtet sah, während um seinen feinen Mund ein zufriedenes, beinahe glückliches Lächeln spielte.

Aber der seltsame Auftritt zwischen Mutter und Tochter wurde über der neuen Ueberraschung, die des Publikums harnte, schnell vergessen.

Der Gensdarm war nämlich plötz-

lich verstummt, hatte bald die Legitimation, bald den Mann angestarrt und stieß endlich tonlos hervor: „Was, königlicher Musikdirektor aus D. wollen Sie sein! Wo haben Sie das Papier entwendet?“

„Eben da, wo meine Gefährten ihre Karten erhalten haben, in D. auf dem Polizeibureau.“

Der Gensdarm warf einen hilflosen Blick nach seinem Kollegen hinüber, aber dieser, der eben den graubärtigen Alten inquiriert hatte, stand nicht minder erstaunt und verlegen da. „Königlicher Ministerial-Sekretär“ — las er mit dem dümmsten Gesicht von der Welt, auf dem sich Ehrfurcht und



„Verzeihen die Damen, ich glaubte, mein Freund sei unten.“



Schreden mischten, „verzeihen Sie, meine Herren, — es muß sich allerdings um einen Irrtum handeln — und wenn Sie die Güte haben wollen, uns aufzuklären — —“

Ein neuer Ausruf freudiger Ueberraschung schnitt ihm das Wort vom Munde. Der Älteste der Musikanten hatte plötzlich den falschen grauen Bart abgerissen, und im selben Augenblick stürzte ein Herr, es war der weit und breit bekannte Fabrikdirektor Ulmer von Fernan, aus dem Gedränge auf ihn zu — und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Himmel, Walter, alter Junge, bist du es wirklich? Du als böhmischer Musikant! Toller haben wir's ja vor Jahren auf der Universität nicht getrieben.“

Die beiden einstigen Korpsbrüder schüttelten sich herzlich die Hände, und die Gensdarmen, die keine weitere Erklärung mehr verlangten, zogen mit hängenden Köpfen ab, um die Schindendiebe von Waldhagen anderswo zu suchen.

Eine Viertelstunde später kannte bereits die ganze, vor Neugierde brennende Kurgesellschaft den Zusammenhang. Von dem Musikdirektor Klinghardt und dem lustigen Ministerialsekretär Hunnius war die romantische Idee ausgegangen, der sich noch drei jüngere Schüler

des Konservatoriums mit Vergnügen angeschlossen hatten. Seit Jahren sollte in D. ein würdiges Vorking=Denkmal errichtet werden. Schon waren stattliche Summen eingegangen, aber das letzte zur völligen Erreichung des Ziels nötige Geld fehlte immer noch. Da vereinigten sich die fünf begeisterten Verehrer des Meisters zu energischer Hilfe. Man beschloß, die Ferien nützlich zu verwenden und als böhmische Musikanten verkleidet das Land zu durchwandern. Die Unterhaltungskosten bestritten

die Teilnehmer selbst, alles, was man einsammelte, sollte dem edlen Zweck zugute kommen. Freunde und Bekannte, die den Kopf über das wunderliche Unternehmen schüttelten, gingen eine ziemlich hohe Wette ein, daß die abenteuerliche Künstlerfahrt nicht die ersten acht Tage überdauern würde. Aber die lustigen Fünfe hatten bereits drei Wochen hinter sich, und der Gewinn der Wette floß ebenfalls der Denkmalstafte zu. Nun war freilich das Inkognito gewaltsam zerstört und die sibile Musikantenfahrt

mußte ein Ende nehmen. Indessen die falschen Böhmen waren mit ihren materiellen Erfolgen vollauf zufrieden und dursteten auf ihren Bagantenlorbeeren ausruhen. Sie beschloßen, den Rest ihrer Ferien in Birkenheim als Kurgäste zu verbringen, und Fridolin Klinghardt, der den Vorschlag gemacht, schien noch seinen besonderen und heimlichen Beweggrund dabei gehabt zu haben.

Ottilie war überglücklich, als sie denselben täglich mehr und mehr zu ahnen begann.

Die verwandelten böhmischen Musikanten waren jetzt die gefeiertesten Mitglieder der Kurgesellschaft, um die sich alles drängte, und die immer wieder über ihre lustigen Fahrten und Abenteuer berichten mußten. So war es nicht weiter zu verwundern,

daß auch die jetzt ganz bekehrte Frau Kanzleirat den jungen, lebenswürdigen Musikdirektor in ihre Gesellschaft zog, ohne daß die Tochter sie lange darum zu bitten brauchte. Es waren noch keine vierzehn Tage verflossen, als eines Abends die dunklen Gerüchte, die seit kurzem unter den Badgästen umgingen, eine offene Bestätigung fanden: Herr Fridolin Klinghardt hatte sich mit dem schönen Fräulein Ottilie Egg verlobt.

Nur allzu rasch kam der vorläufige Trennung=



„Himmel, Walter, alter Junge, bist du es wirklich? Du als böhmischer Musikant! Toller haben wir's ja vor Jahren auf der Universität nicht getrieben.“

ang für die glückliche
für seine Berufsa
Damen noch ein
Zeiten, in Bier
hatte man noch
schlechte, daß
bedeute im
den Frühjah
Friedensstän
hätten sollte
dann von der
Unwissenheit
das mit geheim
niedriger Men
zur Behängung
nicht worden.
Der letzte Tag
von Klinghardt
Kaiserinwareram
kommen. Di
Kanna fühlte sich
ermüdet unwohl
und das Brant
auszuholen alle
den Sommerab
konzerte bei. Ab
er mit sich selbst
verhältniß, a
er zu wenig an
die Musik und h
gen bald in ein
verheirateten
wollten ein, n
sich auf einer
schönen Schön
veränderten Ma
leid niederk
offen.
Der glückliche
Kanzleirat hielt
weiche Hand
Schleichen in
Ferien und bli
er mit jeltig
schleichen in
wachten, klar
klagen. W
lette daß war
auch nicht ein
„Ein Herz
femus hat me
„Wie auf e

tag für die glücklich Liebenden; denn den Musikdirektor rief seine Berufspflicht nach D. zurück, während die Damen noch ein paar Wochen, bis zum Ende der Saison, in Birkenheim bleiben wollten. Vorher hatte man noch festgesetzt, daß die Hochzeit im nächsten Frühjahr, am Fridolinstage, stattfinden sollte; denn von der Frau Kanzleirat war das mit geheimnisvoller Miene zur Bedingung gemacht worden.

Der letzte Tag vor Klinghardts Abreisewarherangekommen. Die Mama fühlte sich ein wenig unwohl, und das Brautpaar wohnte allein dem Promenadekonzerte bei. Aber nur mit sich selbst beschäftigt, achteten sie wenig auf die Musik und bogen bald in eine der schattigen Seitenalleen ein, um sich auf einer von laubigem Gebüsch umrahmten Ruhebank niederzulassen.

Der glückliche Musikant hielt die weiße Hand der Geliebten in der seinen und blickte ihr mit selbigem Lächeln in die feuchten, blauen Augen. „Wer hätte das vor wenig Wochen denken können, wo wir noch nicht einmal von einander wußten!“
 „Ein Herz und eine Seele,“ flüsterte sie zurück, —
 „keins hat mehr ein Geheimnis vor dem andern —“
 „Bis auf eins, das ich noch ergründen muß.“

„Was?“ fragte sie betroffen.
 „Etwas mir ganz Rätselhaftes. Warum schrieest du an jenem Tage so jubelnd auf, als du meinen Namen Fridolin hörtest?“

Sie lehnte lächelnd den Kopf an seine Schulter: „Weil ich dich ja damals schon liebte!“

„Aber was hatte das mit meinem Namen zu thun?“

„Alles, — denn ohne ihn hätte ich niemals die Deine werden dürfen. Mama wenigstens hätte es nie zugegeben.“

Er sah sie ungläubig an: „Eines Namens wegen?“

„Nun du fragst, muß ich es dir jetzt schon sagen, — sonst hättest du es von Mama erst am Hochzeitstage erfahren. Du bekommst eine reiche Frau.“

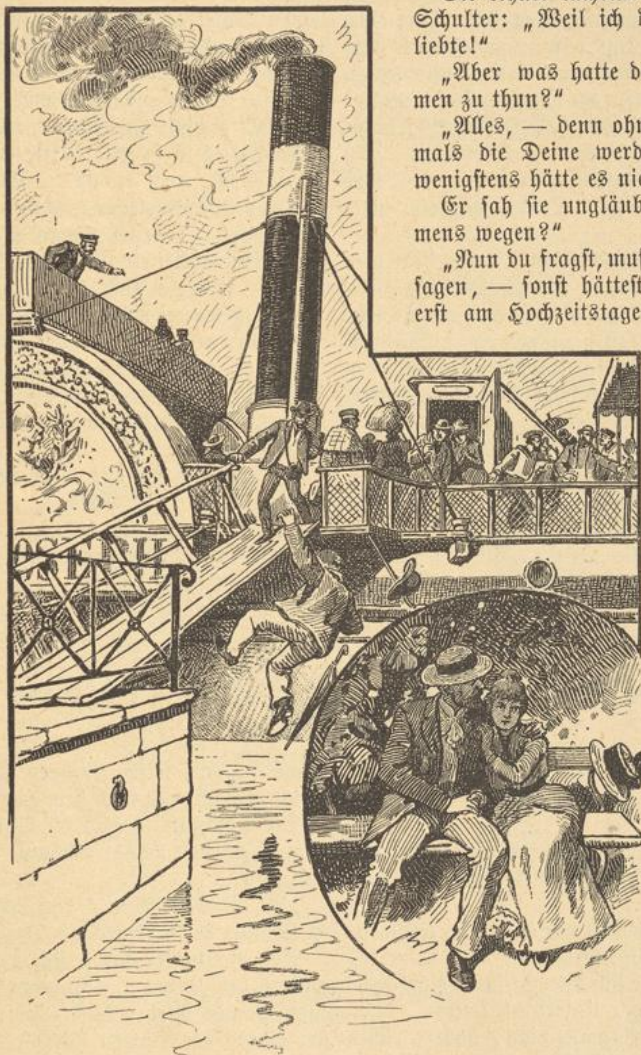
„Aber was liegt denn daran, ich hätte schon das Nötige für uns beide verdient.“

„Aber ein Vermögen von 120 000 Mark ist doch gerade nicht zu verachten,“ lächelte sie.

„Das wohl nicht. Aber ich begreife immer weniger, was das mit meinem Namen zu thun hat.“

„Es war eben eine wunderliche, obwohl erklärliche Schrulle meines guten Onkels Wilhelm, der unvermählt gestorben ist, aber in seinem Leben viel gearbeitet und gespart hat. Vor vielen

Jahren — ich war damals noch ganz klein, aber die Mama hat es mir oft erzählt, — machte der Onkel auf einer Schweizerreise die Bekanntschaft eines Apothekers aus Feldern, Fridolin Klaus, eines Jungesellen wie er. Die beiden wurden in wenigen



— gleitet Onkel Wilhelm auf dem schlüpfrigen Stege aus und stürzt in das tiefe Wasser.“

Tagen die besten Freunde und kehrten zusammen über den Bodensee nach Deutschland zurück. Da, beim Betreten des Dampfbootes in Konstanz, gleitet Onkel Wilhelm auf dem schlüpfrigen Stege aus und stürzt in das tiefe Wasser. Er konnte nicht schwimmen und wäre verloren gewesen. Aber ohne sich zu besinnen, springt sein neuer Freund ihm nach, es gelingt ihm, den schon Untergesunkenen zu fassen und den Matrosen, die in einem Boote herbeirudern, zuzuführen. Aber im selben Augenblick verschwindet er selbst unter der Oberfläche. Ein Herzschlag hat ihn getroffen — und mit der Leiche seines edlen Retters kehrt Onkel Wilhelm nach Deutschland zurück.“

„Entsetzlich — und doch schön, — ein Märtyrer der Nächstenliebe“ — sagte Klinghardt erschüttert.

„Ja — und als solchen hat ihn auch mein Onkel nachher verehrt. Er soll geradezu einen Heiligenkultus mit dem Andenken des Unglücklichen getrieben haben. Aber daß er ein solches Testament hinterlassen würde, hatte doch niemand erwartet.“

„Und was enthielt sein letzter Wille?“

„Die wunderlichsten Bedingungen für mich, seine einzige Erbin. „Ich vermache mein gesamtes bewegliches und unbewegliches Vermögen,“ hieß es darin, „meiner Nichte Ottilie, aber unter der einzigen Bedingung, daß sie bis zum vollendeten

zwanzigsten Jahre einen Mann mit dem Vornamen Fridolin heiratet und ihre Ehe an einem Fridolinstage schließt.“

„Ah, darum der Wunsch deiner Mutter —“

„Wenn es aber derselben nicht gelingt, meinen letzten Willen zu erfüllen, so wird das ganze Erbe zur Begründung einer wohlthätigen Stiftung, die den Namen „Fridolinsheim“ tragen soll, verwendet.“

„Nun, so hat uns der Himmel ja selbst zusammengeführt,“ lächelte Fridolin Klinghardt, „und etwas Schreckliches ist ja wahrhaftig nicht dabei.“

„O doch, noch etwas.“ Das junge Mädchen wurde peinlich verlegen, „aber das kann ich dir gar nicht sagen, — besser, wenn Mama —“

„Schon wieder ein Geheimnis! Es bleibt ja unter uns, — so sprich doch!“

Eine glühende Röte überzog ihr Gesicht bis unter die Haarwurzeln, sie ergriff fest beide Hände des Geliebten und barg schamhaft den blonden Kopf an seiner Brust: „Wenn uns der Himmel segnet,“ — flüsterte sie kaum hörbar, — „der erste Knabe muß Fridolin heißen.“ —

Da lachte er hell auf und drückte einen glühenden Kuß auf ihre weiße Stirn. „Weiter nichts? Dein guter Onkel soll ruhig schlafen. Meinetwegen mag die ganze Welt Fridolin heißen, — wenn ich nur dich habe!“

Des Köhlewirts Wildenten.

„Wie steht's, Herr Posthalter, kriegt man auch einmal eine Wildente zum Abendimbiß?“ fragte der Hofrat.

„Wie befohlen wird,“ sagte der Posthalter zum „Köhle“ und lupfte sein Käpplein mit einer verbindlichen Verbengung.

Der Hofrat nämlich kam alle Jahre im Frühling von Karlsruhe zur Disputation auf acht Tage ins Städtlein und logierte sich allemal beim Köhlewirt ein, wo er eine sehr gute Unterkunft hatte.

Der Posthalter versäumte nicht, noch gleichen Tags gegen Abend ins Köhricht, etwa eine Viertelstunde vom Wirtshaus weg, zu wandern, um eine Wildente für den Hofrat zu schießen. Er war ein guter Schütze, und sein Hund apportierte ausgezeichnet; so daß er schon nach kurzer Zeit mit der Wildente an dem Gurt nach Hause zurückkam.

Es war schon dunkel geworden, als er in die Küche kam und mit Freunden seiner Frau die Ente

zeigte: „Ein fettes, junges Wildentle! Mach's gleich heut' Abend noch dem Herrn Hofrat!“

Die Posthalterin hob die Wildente in die Höhe, wog sie mit der Hand, beschaute sie lange von unten bis oben . . .

„Ja, du mein Gott,“ rief sie plötzlich aus, „das ist ja unser bester Entenich! Der allerbeste im Hof!“

Der Posthalter besah sich den Entenvogel nun auch in der Nähe: „'s ist wahrhaftig der Entenich! Das dumme Vieh! Was schwimmt denn der noch am Abend im hintern Weiher herum? So ganz nach Wildentenart? Vorsichtig, im dicken Schilf drin — hm, hm.“ Er schüttelte den Kopf und überließ seine Frau und den Entenich ihrem Schicksal.

„Aha,“ sagte der Hofrat an der Abendtafel zur Wirtin, als die Ente, sein duftend, aufgetragen wurde, „der Herr Posthalter ist aber ein flotter Jäger!“

„Und ob!“ sagte die Wittin und nickte dazu vielversprechend mit dem Kopf. —

Als aber der Hofrat das nächste Jahr wieder kam, sperrte die Posthalterin ihre Enten auf 8 Tage in den Hof ein, daß keine mehr in den hintern

Weiber reifen konnte. Und als sich der Hofrat auch diesmal wieder nach den Wildenten erkundigte, zuckte der Köhlewirt die Achseln: „Weiß nicht, Herr Hofrat, habe schon lange keine mehr gesehen. Sie sind dieses Jahr selten, sehr selten!“ V. Sch.

Heimatlos.

Von Fr. Clausthaler.

Drei Tage schon, seit sie ihn gefunden, hängt der Tote da oben in Regen, Sturm und Sonnenschein. Und immer noch stehen sich die Männer von Dedenberg und Kauhensstein mit geballten Fäusten und drohenden Mienen gegenüber. Die einsame, halb abgestorbene Fichte wurzelt auf Dedenberger Grund, aber der Ast, um den der Selbstmörder den Strick geschlungen, ragt über Kauhenssteiner Gemarkung hin. Sie können sich nicht einigen, wer ihn abnehmen und beerdigen soll. Es sind beides blutarne Gemeinden, und keine will die Kosten tragen.

Der Gensdarm, der in der Sache weit hergekommen, verliert endlich die Geduld, er zieht den Säbel, um den Strick zu durchschneiden.

„Wenn ihr keine Vernunft annehmen wollt, so läßt der Staat den Toten begraben und beide Gemeinden müssen zahlen!“ Da fallen sie ihm in den Arm. Weiber kreischen und Kinder schreien darein. „Halt, halt, das darf der Staat nicht! Was geht uns der Fremde an, den niemand kennt. Wer hat ihn geheißt, daher zu kommen. Mag er bleiben, wo er ist!“

Ein wüster Lärm erfüllt den Platz. Stumm bleibt nur der schreckliche Tote, der mit dem sturm-

zerzausten grauen Bart, dem blauschwarzen Gesicht und den erloschenen Augen kalt auf den Streit zu seinen Füßen blickt.

Doch plötzlich erweitert sich der Kreis, ein Aufschrei schreckensvollschmerzlicher Ueberraschung hat den Lärm überdönt. Ein fremder, gebeugter, weißhaariger Mann in der Tracht eines Welschen, der eben vorüber will, streckt zitternd die Hände gegen den Toten aus:

„Er ist's, er ist's, — so hat er enden müssen!“

Sie starren ihn an, fragend, verwundert: „Ihr kennt ihn, — wer ist's?“

„Der Mörder von Santarocca, — er hat's nicht länger tragen können, — daß er mein Kind — —“

In Schluchzen erstickt die Stimme des Alten, aber eine aufatmend freudige Bewegung geht durch die Bauern. Eine Last ist von ihnen ge-

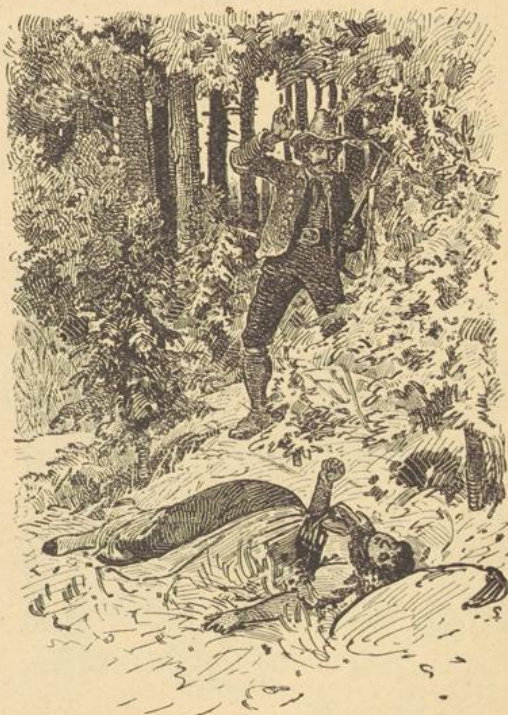
nommen. Nun weiß man, wohin der Fremde gehört. Die Welschen droben von Santarocca mögen ihn sich holen. Der Gensdarm, der sich eine Notiz gemacht, entfernt sich der Grenze zu. Das einsame welsche Dörflein liegt hoch droben auf dem niedergepeitschten Kamme des Gebirges. Aber kein menschlicher Fuß kann es von hier über die zerklüfteten Steilwände des Kauhensfels erreichen. Stunden-



„Der Fluch Gottes war über ihm und hat ihn aus der Heimat gejagt.“

weit zieht sich der Saumpfad um die Pfeiler des Gebirgsstocks herum, und zwischen den Deutschtirolern hier unten und den Welschen da oben ist kein Verkehr. Sie kennen einander nicht, es sind zwei Welten, jede für sich. Doch die Neugier, das menschliche Interesse baut eine Brücke. Der Alte versteht ja deutsch; sie drängen sich um ihn, bestürmen ihn mit Fragen.

„Der Fluch Gottes war über ihm und hat ihn aus der Heimat gejagt.“ Der Alte spricht mühsam, von keuchendem Husten unterbrochen; ermüdet läßt er sich auf ein Felsstück nieder. „Ich war jahrelang drunten in Italien, bei meinem Sohn, — aber nun das Alter kommt und der Tod, treibt es mich heim, in meinen Bergen zu sterben. Die Marietta, meine einzige Tochter, ruht dort. Sie liebte ihn —“ sein Blick streift mit scheuem Grausen den schwankenden Körper am Baume, „sie war sanft und gut wie die Engel, rein und fromm, — voll Mitleid und Liebe für alle Geschöpfe Gottes. Und auch dem Luigi konnte niemand Böses nachsagen, — nur war er mit achtzehn Jahren schon als der verwegenste, tollkühnste Wildschütz bekannt. Das war es, was meinem Kinde am Herzen nagte. Weinend und blaß kam sie eines Tages heim, auf den Armen trug sie ein kleines Reh, das angstvoll mit den schönen braunen Augen umherschaute. Im Wald am Berghang hatte sie das jämmerliche Klagen des jungen Wildes gehört und neben einer toten Rehgais das arme, hilflos verlassene Tier gefunden. Hinter einer Tanne aber war mit noch rauchendem Stutzen der Luigi hervorgetreten. „Mörder,“ hatte sie ihm, außer sich, zugerufen, „du hast kein Herz für die Geschöpfe Gottes, denen du mit der Mutter die Heimat nimmst. Der Himmel wird dich strafen, denn mit Gewalt reißt du die Lieb zu dir aus meinem Herzen.“



Er hat seine Liebste gemordet.

Da war er zerknirscht zu ihren Füßen gefallen und hatte geschworen, nie mehr ein Tier zu erlegen. Sie glaubte, sie verzieh ihm, denn ihr Herz hing immer noch an ihm. Das junge Reh aber zog sie auf, nannte es Gretl und schmückte seinen Hals mit einem roten Bande. „Marietta,“ sagte ich eines Tags, — „das Tier gehört in den Wald, mach es ganz glücklich, gib ihm die Freiheit!“ — Es ging ihr nahe, aber sie gab mir Recht — und brachte es an den Bach hinaus. Allabendlich wechselte es dort, und wenn sie seinen Namen rief, kam es gesprungen und

nahm Salz und Brot aus ihrer Hand. Bald war es im ganzen Dorf bekannt, wie ihr das sonst so scheue Tier auch in der Freiheit tren blieb. „Die ist wie die heilige Genoveva,“ sagten die Burschen. Nur der Luigi biß sich in heimlichem Ärger die Lippen. Man verhöhnte ihn: das Mädel habe das Tier lieber als ihn; — aber der Hochzeitstag war schon angesetzt und er wagte es nicht, sie vorher zu erzürnen. Den Sonntag zuvor zechten die jungen Burschen den ganzen Nachmittag im Wirtshaus, wie es so Sitte war zum Abschied, wenn einer von ihnen in den Ehestand trat. Da hatten sie wieder gestichelt, gespottet, gelacht und im Scherze anzügliche Verse gesungen. Vom Weine erregt, empfand der Luigi alles

doppelt, er konnte den Hohn nicht ertragen; wie eine wilde Eifersucht durchraste es ihn — gegen das unschuldige Tier. Ein finsterner Plan wuchs in seiner Seele empor. Wenn man die Gretl tot fand, — niemand konnte wissen, wer es gethan, — und dann war alles vorbei, er hatte künftig Ruhe vor den andern. Es dämmerte schon, als er heimkam, schnell nahm er den Stutzen von der Wand, am Abend kam ja das Tier zum Bache. Dem Pfarrer hat er hernach gestanden, wie alles gekommen. Lange wartet er im Dickicht verborgen.

Gut, daß die Marietta heute nicht kommt, um, wie so oft, ihren Liebling zu rufen. Im ungewissen Zwielficht zwischen den Zwergkiefern sieht er endlich etwas Rotes. Das ist das Band am Hals des Tieres. Ganz leise rauscht und knistert es, der Lauf der Büchse richtet sich auf das Rote, — er ist seines Schusses gewiß — und im Feuerschein tracht die Ladung hinaus.

Da schnellt hoch über dem niederen Tannengebüsch etwas auf mit gellem Todesschrei. Wachsbleich, mit schlotternden Knien springt der Schütze auf die Stelle zu. Vor seinen Füßen liegt mit durchschossener Brust mein Kind, das hellrote Tuch, das sie um den Hals geschlungen, von dunklem Blut durchtränkt. Er hat seine Liebste gemordet.

Wie wahnsinnig ist der Luigi davongestürzt und hat sich Wochen lang im Wald verborgen gehalten, bis ihn die Gensdarmen gefunden. Doch die irdischen Richter haben ihn nicht gerichtet, er hatte ja nur ein Tier töten wollen, — sie ließen ihn frei, überließen ihn der Strafe des Himmels in der eigenen Brust. Mit niemanden im Dorfe hat er ein Wort gesprochen, nur zum Priester ist er gegangen, ohne

auf seinen Trost zu hören. Nach wenigen Tagen ist er auf und davon, man sagte, er sei nach Rom gepilgert, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Er muß den Frieden nicht gefunden haben, er kehrte nicht wieder und blieb verschollen, — bis heute, — wo hier am Wege — " Der Alte verstummte schauernd, und tiefes, erschüttertes Schweigen folgte seinen Worten.

Eben kam der Gensdarm mit zwei italienischen Grenzjägern zurück; der eine derselben kannte die Familie Luigi's und wußte von dem Verschollenen. Sie erklärten sich bereit, die Leiche nach Santarocca hinaufzuschaffen. Während sie den Toten langsam auf eine schnell aus Fichtenzweigen gefügte Bahre herabließen, entfernten sich die Bauern. Sie mochten nicht Hand anlegen. Das war nicht Christenpflicht, wer so geendet, war kein Christ mehr, — und ein Fremder war es, — ein Welscher, ein zweifacher Mörder. — Nur der alte Mann, dem der Tote dort die einzige Tochter geraubt, faltete zitternd die Hände. „Er hat schwer gebüßt. — Bitte dort droben für ihn, Marietta, daß Gott dem Heimatlosen die ewige Heimat gebe!“

Pasteur und die Tollwut.

Es ist eine von den Ärzten anerkannte Thatsache, daß nicht bei allen von einem tollen Hunde gebissenen Individuen die Tollwut, auch wenn Gegenmittel nicht sofort angewandt werden, ausbricht; bei der Mehrzahl ist dies sogar nicht der Fall, und das ist ein großes Glück. Nichtsdestoweniger aber kann nicht genug Vorsicht empfohlen und vor Vernachlässigung einer solchen Bißwunde gewarnt

Krankheitserscheinungen beobachtet hat, dem muß davor wahrhaft grauen! Bei dieser Sachlage müßte es also für ein wahres Glück angesehen werden, wenn es wenigstens Mittel gäbe, die den Ausbruch der Krankheit verhüteten. Man glaubt nun, glaubte es wenigstens früher, ein solches in der sofortigen Aus-



Die Schwedengruppe im Billinger Festzuge.

werden; denn keiner der Betroffenen ist sicher vor der Ansteckung, und wenn einmal diese entsetzliche Krankheit ausgebrochen ist, so hilft kein Mittel mehr, und der sichere Tod ist die Folge — und welcher Tod! Wer einmal die dabei zu Tage tretenden

erkrankungserscheinungen beobachtet hat, dem muß davor wahrhaft grauen! Bei dieser Sachlage müßte es also für ein wahres Glück angesehen werden, wenn es wenigstens Mittel gäbe, die den Ausbruch der Krankheit verhüteten. Man glaubt nun, glaubte es wenigstens früher, ein solches in der sofortigen Aus-

reinigung u. s. w.) gefunden zu haben, und es sind Hunderte von Fällen bekannt, wo die auf solche Weise Behandelten von der Krankheit verschont blieben; es ist aber noch nicht ausgemacht, ob das besagte angewandte Mittel diesen günstigen

Verlauf bewirkt hat, oder ob die Ansteckung und die notwendig darauf folgende Krankheit nicht auch sonst ausgeblieben wäre; letzteres wäre ja, aus dem oben angegebenen Grunde, leicht möglich. Das Mittel ist also einstweilen noch sehr problematisch, und keiner, der um seine Gesundheit besorgt ist, darf sich darauf einlassen. Nun ist aber vor einigen Jahren eine neue Behandlung entdeckt worden, welche eine viel größere Garantie des Erfolges zu bieten scheint, — ob unter allen Umständen eine absolute und unbedingte, ist freilich auch noch nicht ganz ausgemacht; kompetente Stimmen aus Deutschland sprechen sich zur Zeit noch zweifelnd aus. Indessen, wenn man den Prozentsatz der Fälle, wo die Kur gelang, mit dem, wo sie mißlang, vergleicht, so ist die Zahl der letzteren so verschwindend klein, daß sie kaum in Betracht kommt und daß überdies das Mißlingen ganz ausnahmsweise vorhandenen oder eingetretenen Umständen zugeschrieben werden darf.

Der Entdecker dieser neuen Methode ist der Franzose Pasteur, einer der anerkanntesten Autoritäten im Gebiete der Chemie und Mikroskopie, dessen wissenschaftliche Größe auch bei der deutschen Gelehrtenwelt in vollstem Ansehen steht, wenn diese auch seinem überstiegenen französischen „Patriotismus“ mit Recht nicht die gleiche Hochachtung entgegenbringt.

Seine Methode, deren ausführliche Darstellung und Beurteilung Fachleuten überlassen werden muß, besteht, kurz gesagt, in der Einimpfung eines modifizierten Wutgiftes — also ungefähr, wenigstens dem Prinzip nach, ein ähnlicher Prozeß wie bei der Bodenimpfung. Ob diese Behandlung, wie Pasteur selber hoffte, sich nun als Heilmittel gegen die ausgebrochene Krankheit bewährt hat, bleibe dahingestellt; es dürfte aber unseren Lesern nicht unerwünscht sein, etwas Näheres über die Umstände zu vernehmen, wie Pasteurs erster Versuch zur Verhütung des Ausbruchs zu Stande kam und zwar mit vollständigem Gelingen (wenn nämlich dieser wirkliche Erfolg nicht einer andern Ursache [s. oben] zuzuschreiben ist).

Am 4. Juli 1885, des Morgens um 8 Uhr, begab sich der ältere Knabe eines Bäckermeisters in Seige, einem Weiler in der Nähe von Schlettstadt (Elsas), Namens Joseph Meister in die Schule nach dem benachbarten Dorf Meißengott. Er wählte einen schmäleren, abgelegeneren, aber kürzeren Weg, den die Schüler gewöhnlich gingen, als plötzlich ein Hund auf ihn zustürzte, ihn überwarf und ihm mehrere Bisse beibrachte. Zum Glück sah und hörte

ein nicht weit von der Stelle beschäftigter Maurer diese Szene, sprang mit einer Eisenstange zu Hilfe und versetzte dem Hund einige Schläge, bis dieser entfloh, aber nur, um zu Hause sich wütend gegen seinen eigenen Herrn zu wenden, ohne diesen jedoch zu verletzen.

Der Herr jedoch, ein Gewürzhändler aus Meißengott, Namens Theodor Bohr, ahnte sofort Unheil, ergriff ein Gewehr und erschoss den Hund. Schaum vor dessen Mund, Stroh und Holzsplitter im Magen und noch andere Symptome sprachen klar und unzweideutig dafür, daß man es mit der Tollwut zu thun hatte. Die Eltern des gebissenen Knaben glaubten anfänglich, daß der Hund bloß bissig gewesen sei, und der Tag verging über dem Auswaschen und Verbinden der nicht weniger als vierzehn Wunden, welche der Knabe davongetragen hatte. Am Abend indessen wurde die Mutter nach allem, was sie erfuhr, — hauptsächlich von dem plötzlichen Entschluß des Eigentümers, seinen Hund zu erschließen, — in Angst versetzt und führte den kleinen Joseph zu Doktor Weber (in Bille). Dieser ätete die Wunden mit Karbolsäure, riet aber der Mutter des Knaben, nach Paris zu reisen und den Knaben zu „jemand“ zu führen, der allein in einem so schweren Falle im Stande sei, Rat und Hilfe zu schaffen. Dieser „Jemand,“ — fügte der Arzt hinzu, — heiße Pasteur und wohne in der rue d'Ulm.

Theodor Bohr erbot sich, die Mutter, welche mehr und mehr in Angst geriet, mit dem Kind, dessen Wunden an den Beinen ihm das Gehen, das Gehen und Aussteigen u. s. w. schwer machten, zu begleiten.

Man kam Montag morgen, am 6. Juli, im Laboratorium Pasteurs an.

Pasteur zeigte sich sehr aufgeregt und unruhig. Er fühlte Mitleid mit dem Unglück der armen Leute; allerdings hatte er volles Vertrauen zu seinen neuesten Experimenten, aber gleichwohl auch eine unergündliche Angst bei dem Gedanken, daß er seine Heilmethode, statt an Tieren, wie bisher, an einem Kinde zur Anwendung bringen sollte. Er setzte sofort seine Lage den Herren Doktoren Vulpian und Graucher, — letzterer ist Professor der Medizin an der Universität und zugleich Freund Pasteurs — auseinander. Die beiden Herren erschienen bald, um sich die Wunden des kleinen Joseph Meister anzusehen; sie untersuchten dieselben genau und rieten Pasteur, an diesem beinahe schon aufgegebenen Kinde seine Methode, die bisher nur an Hunden, aber stets mit Erfolg angewendet worden war, zu er-

proben. Hierauf richtete Pasteur in einem Nebengebäude seines Laboratoriums, dem alten Kollege Rollin, ein Zimmer für Mutter und Kind ein.

Der Knabe war verhältnismäßig munter und sah sich die Hunde, Hühner, Kaninchen, Meerschweinchen, kurz, jenes kleine Volk von Tieren an, welche zum Behuf von Experimenten in ihren Käfigen an der rue Nanquelin gerade so eingeschlossen waren, wie auf einem elbäffischen Bauernhof. Abends gegen 1/2 9 Uhr wurde er in's Laboratorium abgeholt. Inmitten dieser Retorten, Röhren und Flaschen wurde ihm doch etwas bange, und in den Blicken, womit er diese Dinge anstarrte, malte sich Staunen und Bestürzung. Die Herren Vulpian und Graucher waren bereits anwesend; eine Spritze (nach dem System Pravaz),

welche die erst einzupfende Flüssigkeit enthielt, lag bereit. Als diese (mit ihrem spitzen Ende) der Knabe in den Händen des Doktor Graucher sah, bekam er solche Angst, daß er weinte. Auch die Mutter weinte, indem sie ihn auszog, — und nun geschah die erste Einspritzung. Die ganze Operation bestand einfach in einem kleinen Stich, der unter

den Rippen in die Haut gemacht wurde, und zwar mit dem Gift, das nach Pasteurs Ansicht den kleinen Patienten gegen den Ausbruch der Tollwut schützen sollte. Aber je länger diese öfter wiederholte Behandlung dauerte, je näher sie dem Ende zuneigte und je mehr Einspritzungen mit dem äußerst heftigen Giftstoff gemacht wurden, desto ängstlicher wurde Pasteur. Und es war eine recht grausame Angst, die ihm die Ruhe nicht bloß am Tage, sondern auch in der Nacht raubte. Er befand sich in einer ununterbrochenen Aufregung und schwebte in einem fortwährenden Wechsel von Hoffnung und Verzagen. Der Uebergang von dem einen zum andern war ein äußerst schroffer. Am 13. Juli, „zwei Tage nach der dreizehnten und letzten Ein-

impfung,“ übergab er, auf die dringenden Vorstellungen seiner Umgebung, den kleinen Patienten der Pflege des Doktors Graucher und gönnte sich, „weit weg von seinem Laboratorium,“ einige Ruhe.

Eine gastfreundliche Familie, die an einem friedlichen, weltentrückten Plätzchen des Forstes von Morvas wohnte, hatte ihn zu sich geladen. Aber inmitten der tiefen Ruhe quälte ihn doch wieder das Gespenst einer unsäglichen Angst. Die beruhigenden Berichte und Depeschen des Doktors Graucher vermochten es nicht zu verschonen; immer schwebte vor seinen Augen jene Kindergestalt und zwar krank, sterbend, an der entseßlichen Tollwut sterbend!

Erst am 27. Juli kehrte der junge Meister nach dem Elsaß zurück, und von jetzt ab bildete sich

zwischen dem kleinen und dem großen „Meister“ ein regelmäßiger Briefwechsel. Zener mußte zuerst alle vier Tage, später alle acht Tage und hernach alle vierzehn Tage über seinen jeweiligen Gesundheitszustand Berichterstattung. Und in welcher Ungeduld und Aufregung wurde jedesmal die Ankunft eines solchen Briefes mit den großen, noch unsichern Schriftzügen einer Kin-

derhand an den „lieben Herrn Pasteur“ erwartet! Die und da freilich vergaß der Kleine, seinem Korrespondenten zur genau festgesetzten Zeit zu schreiben.

„Es ist recht undankbar von mir,“ schrieb er in der zweiten Hälfte des August, „Ihnen keine Nachricht von mir gegeben zu haben, mein lieber Herr Pasteur, der Sie sich um meine Gesundheit so sehr kümmern. Ich danke Ihnen tausendmal dafür, ebenso auch meine lieben Eltern. Es freut mich, Ihnen auch diesmal sagen zu können, daß es mir gut geht und daß ich guten Appetit habe.“

Am 20. Oktober teilte Pasteur der „Academie des Sciences“ alle Umstände dieses Experimentes mit und erklärte, durch welche Methode der Untersuchung er nach fünfjährigem Bemühen zu einem



Die Weltausstellung in Paris 1900.
Der Haupteingang mit der Statue der Stadt Paris.

„glücklichen Probeversuch“ (wie er es bescheiden nannte) gekommen sei. Die Akademie hörte ihm in tiefster Bewegung zu und brach am Ende in einen Beifallssturm aus. Der oben genannte Professor Vulpian sagte in seiner ruhigen, durchdachten Art,

in der er's gewohnt ist, jedes seiner Worte abzuwägen: „Diese neue Untersuchung drückt dem Ruhme unsres Kollegen den Stempel auf und strahlt ihren Glanz über unser ganzes Land aus.“

J. M.

Seid willkommen alle miteinander im neuen Jahrhundert, am alten Platz, in alter Freundschaft und Treue!“ rief der Wanderer seinen Freunden am Stammtisch des Schiffsirtshauses zu und streckte ihnen die Hand entgegen zum Willkommen.

„Wanderer,“ sagte der Barbier, „die Welt ist einen Ruck vorwärts gegangen, sie hat ein Jahrhundert abgestreift. Aber eigentlich ist im abgelaufenen Jahrhundert nichts Großartiges, so recht Großartiges passiert, wißt Ihr, so eine Art Sündflut am Bodensee, oder ein Feuerspeien am Hohentwiel, eine Verschüttung mit Sternschnuppen — ach, wäre doch wenigstens die Welt untergegangen!“

„Und Ihr hättet allein drauf übrig bleiben müssen, um droben am Nordpol den Walrossen den Bart abzutragen,“ sagte der Schneidermeister.

„Und Ihr den Deutelratten Fräcke zu fabrizieren,“ gab ihm der Barbier zurück.

„Ach!“ seufzte der Kirchefimme, „und meine zwei Lose in der Donaueschinger Lotterie haben im ganzen letzten Jahrhundert auch nichts gewonnen; nicht einmal eine Kratzbürste.“

„Und meine Aufbesserung ist auch ein frommer Wunsch geblieben,“ sagte der Grenzaufseher.

„Und unsere Besserstellung humpelt auch noch in's neue Jahrhundert hinein,“ ergänzte der Lehrer.

„Kein recht's Weinjahr!“ jammerte der Schiffsirt.

„Lumpiger Felschenfang!“ brummelten die Fischer.



Der Wanderer in Seeberg

Meint ihr mit dem großen Los euer Glück erkaufte zu haben? Wer gesund ist und arbeiten muß, der ist der Glückliche. Die Arbeit ist der Ballast unserer Lebensgondel, ohne den wir alle umsegeln würden. Ein rechtschaffen Leben verdient unter dem Schutthaufen der Arbeit vergraben zu werden!“

„Der Wanderer hat recht,“ sagte die Schiffsirtin. „Man muß dem neuen Jahrhundert auch etwas zutrauen und das Vertrauen auf unsern Herrgott nicht verlieren.“

Und da das eigentlich ein vernünftiger Gedanke war, dieweil ja doch mit dem Wünschen und Jammern nichts besser gemacht wird, war die Tischgesellschaft durch den kräftigen Zuspruch des Wanderers bald wieder im alten Geleis des Humors, und alle stiegen in stiller Hoffnung auf's neue bessere Jahrhundert kräftig miteinander an.

„Was habt Ihr uns für dieses Jahr zum Erzählen?“ fragte der Lehrer den Wanderer.

„Diesmal giebt's etwas, das euch alle gewiß interessiert: Wir wollen fliegen —“

„Fliegen! Fliegen!“ schrie der Barbier und fuhr

„O, ihr Jammernmenschen!“ schalt der Wanderer. „Euch kann's eben auch kein Jahr recht machen. Ihr verzeht dabei ganz, daß ihr in Gesundheit das neue Jahrhundert erleben durftet. Ist das nichts wert? Habt ihr nicht die Hoffnung zur Besserung mit in's neue Jahrhundert mitgebracht? Und ist die Hoffnung nicht der Anker, an dem das Leben festhängt bis zum letzten Augenblick?“

von Sie auf.
auch nicht das le-
im neuen Jahrbuch
erzählen!“

„Aber mit
fliegen,“ meinte

„Aha,“ sag-
kommt gewiß vor
ballon!“

„Eraten,“
Schönung aus
gebildet war.
in die Breite m
Verjuch mit ein

Wentpoffier i
leichen sind g
so ein Ballon
man zur
leben, mit
machen Bau
besten Leb
schrit, und
Geist im B
Schichten.“

„Der We-
nium prob
„Aber oh
nicht litten.
legte der Ge

vom Sitz auf. „Hört ihr's? Fliegen! Hab' ich's euch nicht das letzte Jahr schon gesagt, wir bringen's im neuen Jahrhundert fertig? Laßt den Wanderer erzählen!“

„Aber mit einem Luftballon wollen wir fliegen,“ meinte der Wanderer.

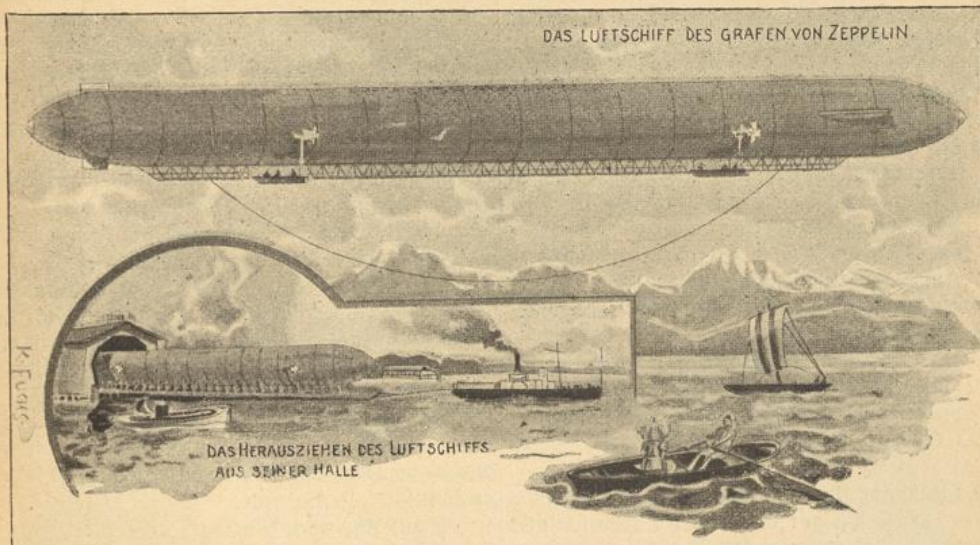
„Aha,“ sagte der dicke Peter, „der Wanderer kommt gewiß von Manzell vom Zeppelin'schen Luftballon!“

„Erraten,“ sagte der Wanderer und zog eine Zeichnung aus der Tasche, darauf der Ballon abgebildet war. „Er mißt 144 m in die Länge, 23 m in die Breite und 20 m in die Höhe. — Den ersten Versuch mit einem Luftballon machten die Gebrüder

„Einen Augenblick Geduld,“ sagte dieser und legte den Zeigfinger an die Stirne.

„Bis er's heraus hat, machen wir weiter,“ fuhr der Wanderer fort. „Um das Gas im Innern des Ballons beliebig heraus zu lassen, sind Ventile angebracht, die man von einem unten angehängten Korb aus öffnen kann, um ein schnelleres Sinken zu bezwecken. Auch ist zum Landen ein Schleppgurt und ein Anker notwendig. Der erstere ist ein starkes langes Seil, das durch Schleifen auf dem Boden die Fallgeschwindigkeit des Ballons verringert, also daß er in geeigneter Höhe vom Boden schwebend erhalten werden kann.“

„Dieser Schleppgurt,“ ergänzte der Lehrer, „ist dem kühnen Nordpolfahrer Andree gleich beim Auf-



DAS LUFTSCHIFF DES GRAFEN VON ZEPPELIN.

DAS HERAUSZIEHEN DES LUFTSCHIFFS AUS SEINER HALLE

Montgolfier in Südfrankreich im Jahre 1783. Und seitdem sind gar manche Ballone aufgestiegen. Da so ein Ballon möglichst leicht sein muß, verwendet man zur äußeren Hülle dünnen Seidenstoff; auch feinen, mit Kautschuk und Guttapercha dicht gemachten Baumwollstoff. Der Zeppelin'sche Ballon hat feinen Ueberzugstoff von der Augsburger Ballonfabrik, und viele fleißige Hände waren im letzten Herbst im Ballonhaus beschäftigt mit Nähen und Zudichten.“

„Der Weildorfer Luftschiffer hat's mit Aluminium probiert,“ meinte der Grenzaufseher.

„Aber ohne Erfolg; man kann das Aluminium nicht löten. Das wäre so eine Erfindung für Euch,“ sagte der Gemeinderat zum Barbier.

stieg verloren gegangen.“

„Ach, der arme Andree!“ meinte der Polizeimater. „Wozu muß denn der gerade an den Nordpol, wo es so schrecklich kalt ist? Hätt' er nicht an den Südpol können?“

„Ist egal,“ sagte der Kirchesimone, „dort ist's schrecklich heiß.“

Da lachte die ganze Gesellschaft. Dadurch wurde der Barbier aus seinem Nachdenken aufgeweckt: „Aluminium zu löten, wird schwer halten,“ meinte er. „Aber thäten's nicht auch Aluminiumflügel aus einem Stück, die jeder sich anschnallen könnte?“

„Vorläufig noch nicht,“ sagte der Wanderer. „Den Grund hiefür sollt ihr bald einsehen. — Unten am Ballon hängt der Korb, in den die Luftschiffer ein-

steigen mit ihren Instrumenten, Thermometern, Barometern, Hygrometern, Helimetern, Sandsäcken, Sauerstoffschläuchen, Opernguckern, Landarten —

„Einem Schinken und einem Duzend Flaschen Auländer,“ sagte der Peter.

„Und Mut, Kraft, Entschlossenheit, Ausdauer und Gesundheit,“ ergänzte der Lehrer. „Denn wer da hinaufkommt und keinen deutschen Boden mehr unter den Füßen hat, dem wird's ganz anders zumut als im Schiffwirthshaus am Stammisch.“

„Der Lehrer hat ganz recht,“ erzählte der Wanderer weiter. „Je höher man in die Luft hinaufkommt, um so dünner wird sie. Das Atmen wird erschwert, das Blut drängt sich stärker in die Adern, Herzklopfen, Bangigkeitsgefühl stellt sich ein, man sieht die Gegenstände vor sich doppelt, das Hören ist erschwert, große Mattigkeit und Ohnmacht sind im Gefolge. Die größte Höhe, die man bis jetzt im Ballon erreicht hat, beträgt 9200 Meter. Während in Seeberg die Luft einer 720 mm hohen Quecksilbersäule im Barometer das Gleichgewicht hält, kann sie dies in jener Höhe nur bis auf 231 mm. Die französischen Luftschiffer Sivel und Spinelli starben in einer Höhe von 8200 m. Die Berliner Luftschiffer Groß und Verson entgingen dem Tode nur durch ihre Zähigkeit und Ausdauer; sie mußten bei ihrem Aufstieg im Jahre 1894 in 8000 m Höhe fürchterliche Strapazen in einer eisigkalten Schneewolke durchmachen.“

„O je,“ seufzte die Schiffwirthin, „es giebt kuriose Leute auf der Welt: in einem Luftballon zu sterben, wäre meine Liebhaberei just nicht.“

„O Weiber! Feigherzen! Honigseelen! Glasfästen!“ rief der Barbier.

Zornesmutig ging die Schiffwirthin auf den Barbier zu, packte ihn mit ihren starken Armen unter den Achseln, hob ihn vom Stuhl auf und trug ihn freischwebend zur Wirthstür, wo sie ihn hinstellte mit den Worten: „Wollt Ihr vielleicht fliegen lernen?“

Ein großes Hallo, wie es im Schiffwirthshaus im neuen Jahrhundert noch nicht gehört wurde, erhob sich am Stammisch. Der Barbier kam lächelnd, ohne ein Wort zu sagen, zu seinem Platz zurück, worauf der Schneidermeister der Schiffwirthin ein Hoch ausbrachte.

Nach einer Pause fuhr der Wanderer fort: „Ihr werdet wohl fragen, wie kann es der Luftschiffer wissen, daß er 8000 m hoch gestiegen ist? Das ergiebt sich aus folgender Betrachtung. Bei einer Erhebung von 11 Metern vom Erdboden fällt das Barometer um 1 mm. Nach den nächsten 11 Metern

etwas weniger als 1 mm und jedes folgende Mal wieder etwas weniger als 1 mm. So steht z. B. das Barometer auf dem Säntishotel nur auf etwa 560 mm, während es gleichzeitig bei uns 720 mm zeigt. Um die Lufttemperatur zu bestimmen, hat man besonders konstruirte Thermometer außerhalb am Korb angebracht, damit die bedeutende Sonnenstrahlung auf den Ballon und Korb nicht mit in Rechnung kommt. Man fand in 9150 m Höhe 48° unter Null und in 18500 m sogar 67°.“

„Wer ist denn so hoch hinaufgekommen?“ fragte der Polizei-Maier, „da ist man ja fast am Mond!“

„Fehlen noch über 383 Millionen Meter, lieber Maier,“ berichtete der Lehrer.

„So hoch hinauf geht niemand mit,“ sagte der Wanderer; „das sind unbemannte, sogenannte Registrierballone, mit Instrumenten. Denn wir sind noch lange nicht genau unterrichtet über Wetter- und Windverhältnisse der höheren Luftschichten. Besonders pfeift der Wind oft ganz unberechenbar drein. Gewiß habt ihr schon beobachtet, daß zwei übereinander liegende Volkenschichten nach entgegengesetzter Richtung wanderten. Man nimmt an, daß die in den obern Schichten sich bewegenden Luftmassen durch den Austausch der kalten Polar- und der warmen Aequatorluft entstehen, der Gegenwind der untern Luftschichten von der Erwärmung der Erdoberfläche beeinflusst wird. Ein im Mai 1894 aufgestiegener Militärluftballon hatte eine nur $\frac{3}{4}$ Stunden breite Luftschicht dreimal in verschiedener Richtung überflogen.“

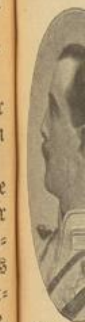
„Da thut's allerdings not,“ sagte der Lehrer, „daß man das lenkbare Luftschiff bald erfindet, um direkten Weges von Konstantinopel nach Sipplingen fahren zu können.“

„Meint Ihr über Markdorf oder Meersburg?“ fragte der Peter.

„Jedenfalls nicht mit dem krummen Weg der Bodenseegürtelbahn, sonst bleibt der Ballon in Ravensburg hängen,“ sagte der Lehrer.

„Auch hat man durch die Ballonfahrten genauere Kenntnis über die Bildung und das Aussehen der Wolken erhalten. Was uns, von der Erde aus betrachtet, als ebene, schwarze Schichtenwand oder als gehäuftes Knäuelwerk erscheint, ist für den Luftschiffer, der durchfährt, ein flodiges, loses Gebilde, ein neblig- oder eiskrystallenes Meer. Froh ist er, wenn er die grauen Gesellen unter oder über sich hat. Die Temperatur nimmt während der Wolkenfahrt rasch ab. So haben die Ballonfahrten zu wissenschaftlichen Zwecken für die Luftschiffahrt großen Nutzen gehabt.“

„Anno 71,“
und Ballone —
den zum Durch-
st in den belag-
Örenaten nimme
und davon geg-
„Auch zum
tich der Ball-
lassen für die
„schapper,“ erg-
„Was, Drüben
heißt alljährlich
verin in die G-
nach mit den ein-
Herrn die
Wetterfahrt.“
„Auf! Auf!
habe begeistert
bezt, das Sei-
in die Höhe hin-
die wollen mitei-
Luftballon von
mit. — Freun-
schon grüßt zu
auf der blaue S-
schwäbischen W-
tiner Silber-
der Weine dur-
schel herunter,
an der schüm-
Kogel vertieft
über geht!“



„Was hat
„Jungen Eid-
„Jungen der
„Jungen herab
„Jungen und
„Jungen man f-

„Anno 71,“ meinte der Dorfdragoner, „hat's auch Ballone — nicht nur für die Wissenschaft, sondern zum Durchbrennen gegeben. Die Herren, denen es in den belagerten Festungen vor den deutschen Granaten nimmer geheuer war, sind mit ihnen auf und davon gegangen.“

„Auch zum Vergnügen wird der Ballon losgelassen für die Wolken-schnapper,“ ergänzte der Rat. „Drüben in Zürich steigt alljährlich der Spelsterini in die Höhe und macht mit den eingeladenen Herren die herrlichste Alpenfahrt.“

„Auf! Auf drum!“ jagte begeistert der Wanderer, „das Seil los und in die Höhe hinauf! Auch wir wollen miteinander im Luftballon von Seeberg auf! — Freundlich lächelnd grüßt zu uns herauf der blaue Spiegel des schwäbischen Meeres; in seiner Silberader zieht der Rhein durch's Rheintal herunter, in breitem Bett fließt er gemächlich an der schimmernden Reichenau vorbei, in weitem Bogen verliert er sich fern am Horizont. Hoch und höher geht's! Die Hegauberge werden zu Hügeln, die Bergrücken vom Säntis aus zu wellenartigen Unebenheiten . . . Weit, weit liegen die Thäler im Sonnenschein, umrahmt von den dunkeln Forsten der Berghänge. In die finstern kalten Schluchten hinunter senkt sich der forschende Blick, zum zackigen Grat überm Felsen- grund . . . Ueber das Hochgebirge geht's mit dem blendenden Firn und schimmernden Schneefeld, im

müht sich im Dampf und Getöse der Fabrik, im Getrieb und Gewirr der Werkstatt das Volk der Arbeiter; Unruhe des Tages, Arbeit und Mühe bis zum Abend — o du Maschine des Lebens in deiner Gleichartigkeit!



Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches.

Ach! Sieb mir die Flügel des Adlers und die Löwe der Lerche, und laß mich fliegen und singen — aufwärts! aufwärts! entrückt der täglichen Erde . . .“

Tiefe Stille legte sich über die Gemüter der Zuhörer. Und nach einer Pause entrang sich ein Seufzer der Brust der Schiffswirtin: „Ach, Wanderer, wie schön könnt' Ihrs sagen! Könn't' ich doch auch einmal mit hinauffahren!“

„Was thät's denn ungefähr kosten?“ fragte der Kirchesimme.

„Viel Geld. Denn so ein Ballon muß groß sein, sonst nimmt er Euch nicht mit in die Höhe,“ sagte der Wanderer. „Zum

Exempel eine kleine Rechnung, wenn der dicke Peter und der Kirchesimme in einem Luftballon aufsteigen wollten.“

„Halt!“ rief der Barbier, „nehmt mich auch mit, damit ich auch wirklich einmal fliegen darf.“

„Sagt mir, wie schwer ihr zusammen seid!“

„Um — 1 Zentner und 15 Pfund,“ meinte der Barbier. „Mit dem Barbierzeug, Geldbeutel und nach dem Mittagessen kann's auch 5 Pfund mehr machen.“

„1 Zentner 30 Pfund,“ sagte der Kirchesimme.“

„2 Zentner 5 Pfund,“ nickte der dicke Peter.

„Macht zusammen 4 1/2 Zentner oder 225 Kilo,“ sagte der Wanderer. „Nun wiegt 1 Kubikmeter Luft 1,3 Kilogramm. Das Leuchtgas aber, mit dem wir den Ballon in Konstanz auf dem Gaswerk füllen, ist nur etwa 1/10 mal so schwer als die Luft; also



Prinz Max von Baden.



Prinzessin Marie Luise von Cumberland.

sonnigen Lichte glänzen sie herauf. Die langen Zungen der Gletscher steigen zwischen den Bergfelsen herab . . . Und tief da unten liegen die Städte und Dörfer und einsamen Weiler, kaum gewahrt man sie von der Höhe herab. Und drinnen

daß 1 Kubikmeter Leuchtgas 1,3 mal 0,6 = 0,780 Kilogramm wiegt. Somit hat 1 Kubikmeter Leuchtgas eine Steigkraft von 1,3 weniger 0,780 Kilo, oder 0,520 Kilo, rund $\frac{1}{2}$ Kilogramm. Braucht man nun zu $\frac{1}{2}$ Kilo Gewicht 1 Kubikmeter, so macht's für euch drei Luftschiffer mit einem Gewicht von 225 Kilo = 450 Kubikmeter Ballongröße. Merkt Ihr nun, Peter Barbier, daß es gewaltige Flügel sein müßten, um einen Menschen in die Höhe zu tragen? Der ausgerechnete Raum ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ mal so groß, als die ganze Wirtsstube im Schiff."

"Stimmt, Wanderer," meinte der Schiffwirt, „14 m lang, 6 m breit und 4 m hoch, macht 336 Kubikmeter."

"Nun haben wir aber nur das Gewicht unserer drei Luftschiffer in Berechnung gezogen," sagte der Lehrer, „ohne den Korb, in dem sie sitzen, ohne die Seile, Instrumente, Sandsäcke, Weinflaschen und abgekochten Schinken."

"Jetzt begreif' ich's," meinte der Polizeimai, „warum der Zeppelin eine so ungeheuer große Ballonwurf gebraucht hat."

„Und dazu ist sein Ballon mit einem noch leichteren Gas gefüllt, mit Wasserstoffgas, das nur $\frac{1}{14}$ so schwer ist, als die Luft," sagte der Lehrer.

Da schüttelte der Kirchesimme den Kopf: „Nein, nein, Wanderer, das ist zu kostspielig und zu gefährlich. Da bleib' ich auf dem Erdboden und warte, bis der Barbier die Erfindung gemacht hat, die Schwerkraft aufzuheben."

„Wenn er's heraus hat, soll er ein Denkmal haben in Seeberg," sagte der Gemeinderat.

Der Barbier legte seine Stirn in Falten und sagte: „Abwarten! abwarten! Das Jahrhundert beginnt erst und bis es fertig ist —"

„Muß alles fliegen," vervollständigte die Schiffwirtin, worauf alle miteinander anstießen.

V. Sch.

Der schlagfertige Haldenbauer.

Der Hofbauer vom Haldenhof kam mit seinem Holzfuhrwerk aus dem Glotterthal heraus gefahren. Er hatte ein paar prächtige, starke Ochsen im Joch vor seinen Wagen gespannt und schritt unverdrossen neben dem Gefährt einher. Gegen Mittag kam er in der Amtsstadt an und lud sein Holz vor dem Haus des Herrn Amtsgerichtsrats ab.

Nach der Arbeit trocknete er sich den Schweiß von der Stirne, ging die feineren Treppen des Amtshauses hinauf zum Amtsrat, um ihm zu melden,

daß er just fertig sei und seinen Fuhrlohn holen wolle. Der aber kam dem Gerichtsrat etwas hoch vor, und er versuchte, dem Haldenbauer plausibel zu machen, daß jeder Arbeiter nach dem Verhältnis der Arbeit bezahlt werde.

„Nun, Herr Amtsrat," meinte der Haldenbauer, „Euer Gnaden lassen sich doch für jede einfache Unterschrift noch viel höher und besser bezahlen!"

Da lachte der Amtsgerichtsrat: „Aber Haldenbauer, Ihr könnt doch meine Arbeit unmöglich mit der Eurigen vergleichen; die meinige ist Kopparbeit!"

„Et, ei, Herr Amtsgerichtsrat halten zu Gnaden," sagte der Haldenbauer, „meint Ihr wohl, meine Ochsen haben das Holz mit dem Schwanz hierher gezogen?"

Gegen eine solch schlagfertige Beweisführung war allerdings nicht anzukommen, der Haldenbauer strich den Bohn ein und wanderte mit seinem Ochsenwagen zum Ankerwirthshaus, um den wohlverdienten Schoppen zu trinken, bevor er wieder ins Glotterthal Umkehr hielt.

Die Ankerwirthin brachte ihm einen großen Schoppen Bier. Aber mit dem war der Haldenbauer nicht zufrieden, denn es war über die Hälfte Schaum im Glas.

„Das ist doch grauig," brummelte er vor sich hin, „zuerst sucht der Amtsrat einem am Lohn ab-zuzwachen, dann die Ankerwirthin am Bier" . . . „He, Frau Wirthin! Ich bin kein Feldwibel mit so breiten Worten," rief er, „bringt mir einen vollen Schoppen!"

„Ach was, Haldenbauer," sagte die Ankerwirthin, „laßt's eine Weil stehn; es wird sich schon machen!"

Der Haldenbauer betrachtete den Schoppen eine Zeitlang; aber er machte sich nicht. Da trant er ihn voll Unmut in einem Zug leer, that seinen Leberbeutel heraus und legte 2 Kreuzer neben das Glas.

„Der Schoppen kostet 4 Kreuzer," sagte die Wirthin.

„Ach was," erwiderte der Haldenbauer beim Hinausgehen, „laßt's nur eine Weil liegen; es wird sich schon machen!"

Es giebt auch im obern Glotterthal pffiffige Lent.

V. Sch.

Du sollst reden, nicht viel, aber sinnig;
 Du sollst beten, nicht lang, aber innig;
 Du sollst handeln, nicht rasch, aber kräftig;
 Du sollst lieben, nicht laut, aber heftig;
 Du sollst leben, nicht wild, aber heiter;
 Du sollst dir helfen, dann hilft dir Gott weiter.

Der Raufser.

Eine Tiroler Idylle von Fr. Clausthaler.

Die junge Bäuerin blieb hinter ihrem Manne stehen und legte die runde Hand nicht eben sanft auf seine Schulter: „Du Sepp, was sinnierst denn? Denkst allaweil schon wieder an's Wirtshausgehn und bist grad von da Kirch'n heimkemma!“

Der Heuberghofer, ein kräftiger, hochgewachsener Mann mit munter lachenden Augen und keck gebrechtem Schnurbart, wandte sich um. „Na, na, was denkst denn, hab' nur a wengerl zum Fenster außi g'schaut.“

„Geh, Nezl, so schiach wirst do net sein,“ meint er kleinlaut; die Drohung scheint ihn doch zu erschrecken. Und eigentlich muß er ihr ja Recht geben. Er ist doch kein junger Bursch mehr, für den 's eine Ehre war, der beste Raufser zu sein. Er hatte ja die Nezl so gern, wenn sie auch manchmal ein bißchen streng und energisch war. Da darf er ihr schon eine Freude machen und der Versuchung widerstehen. Aber so durch's Fenster sehen, wie die anderen alle in den Adler eilen, das hält er nicht aus.

„Wo willst denn hin?“ fragt die Nezl miß-



Buren auf Vorposten.

„Nach dem roten Adler nüber, — i weiß schon. Aba am Sonntag kommst ma nimma in's Wirtshaus. Noch kamal bist hoamkemma, ohne daß d' grauft hast. Grad a Schand sei's — hat da Herr Pfarra g'sagt, und a ehrbars Weib müßt auf Ordnung schau'n im Haus.“

Sepp sah die Zürnende aber ruhig an: „Komm, sei g'scheidt, Nezl, weil wir keine Kinderle habe, müß'n wir schon uns um so lieber ham und net schimpfen.“

Er will sie in seine starken Arme ziehen, aber sie sträubt sich, — ein Gedanke schießt ihr plötzlich durch den Kopf. „Na, na, mit dem Schönthum is nix bei bera G'schicht. Dös sag i dir, Sepp, laufft mir no mal am Sonntag in's Wirtshaus, so spirr i d' Kamma zu, und hernacha kannst am Speicher im Heu schlaf'n.“

trauisch, als er Hut und Pfeife von der Wand nimmt.

„Nur a bißel in unsern Wald aufischau'n, nach de Bäum, die morgen g'fällt werden sollen, bis zur Vesper bin i wieder zrück.“

Die Freude über ihren Sieg erhellt das Gesicht der Bäuerin, warm und zufrieden drückt sie seine Hand. „Und am Abend soll 's gmütkl werd'n daham, — wann du brav bist, bin i 's auch, b'hüt di Gott, Sepp.“ —

Er nahm schnell noch einen Kuß von ihren frischen Lippen mit, ehe er zur Thür hinausging. Da stieß er auf die Magd, die erschrocken zur Seite flog. „Sapperment, Pepi, i will net hoff'n, daß d' wieder ghorcht hast!“

Die Pepi, der das Horchen eine ebenso unbezwingliche Leidenschaft war, wie dem Heuberghofer

hofer das Raufen, verschwor sich hoch und teuer: „Jesses na, — was den'n der Bauer, — da thaat i mir Sünden fürcht'n, — hab' in mein' Leben no nie net ghorcht.“ Aber was sie heute gehört, war doch gar zu interessant, noch ehe der Bauer den Wald erreicht, wußte es schon des Nachbar Kreuzhubers Kathi, daß die Rezl ihrem Mann das Wirtshaus verboten habe und ihn aussperren wolle in's Heu.

An Sonntagnachmittagen verbreitet der Klatsch schneller als Ertrablätter in der Stadt die Neuigkeiten im Dorfe, und wie der Sepp vom Walde zurückkam, kannte bereits alles, was im Adler trank, sang und johlte, die Geheimnisse seines Ehestands. Er wollte einen Umweg machen, um nicht grade hören zu müssen, daß man frisch anzapfte. Solche Prüfung war doch zu schwer. Aber von der offenen Kegelbahn her hatten sie ihn schon entdeckt. Fröhliche Stimmen schallten auf ihn ein:

„He, Sepp, komm' herein!“ „Scheib mit!“ „Heut kannst dein Glück machen.“ „Bringst der Bäuerin ein Schwein heim, nacha kann sie di net zanken.“

Bei den letzten Worten juckte es dem Sepp in der Faust. Er trat näher, um zu sehen, wer die unverschämte Bemerkung gemacht. Da erblickte er das große Plakat: „Heut wird eine fette Sau ausgegelt.“ — Das war halt doch ein besonderer Fall, und er hatte ja immer Glück. Sein Versprechen halten konnte er doch, — er ging ja nicht in's Wirtshaus, nur in die Kegelbahn. Mit beruhigtem Gewissen stand er eine Minute später bereits bei den Kegeln und wog die schwere Eichenkugel in der Hand. Wurf um Wurf gelang, bald hatte er alle überholt. Aber die Gewinnsucht weckte den Neid. Wenn der fette Preis sein würde, so sollte er wenigstens keine Freude dran haben. Lange hörte der Sepp nicht auf das Geflüster und die Stichelreden hinter seinem Rücken. Doch jetzt kam der entscheidende Wurf. Sie drängten sich um ihn, der Kromawitt-Peter, in der Hoffnung, ihn aus der Fassung zu bringen, schrie: „Schau nur, daß d's gwinnt. Nacha bist nimma alleinig und kannst mit da Sau im Heu schlafen!“

„Himmelherrgott!“ Beinahe hätte der Listige seinen Zweck erreicht. Aber der Sepp bezwang sich, die Kugel schmetterte hinaus, und alle Neune lagen. Der Preis war sein. Jetzt aber drehte er sich um wie der Löwe, den eine Schar lästiger Hunde umfläuft, und hoch am Stragen emporgehoben, flog der Kromawitt-Peter über die andern hinweg zur Thür hinaus. „Willst mein Weib verpöten oder mi?

I will dir's zeigen, Lump!“ Das war das Signal zum allgemeinen Kampfe. Man nahm für den Hinausgeworfenen Partei, und der Sepp stritt für die Ehre seines Hauses. Es war kein Zweifel, die Magd hatte alles verraten. Das steigerte nur seine Wut. Solche Kraft hatte er noch nie in seinen Armen gefühlt. Maßtrüge und Stuhlfüße flogen durch den Raum. Aber der Sepp warf den Rock ab, riß den schweren, runden Tisch empor und mit diesem Schilde, an dem alle Geschosse und Hiebe abprallten, trieb er die Angreifer einen nach dem andern aus der Kegelbahn. Endlich war Luft geworden, der Sieger zog den Rock wieder an, wischte sich den Schweiß von der Stirne und nahm sein gewonnenes Schwein auf den Arm. „So, dant schön, Wirt, für den guten Braten. Soll mir und meiner Rezl schmeden.“

Die in die Flucht Geschlagenen, die draußen noch schimpften und fluchten, wagten es nicht, ihm in den Weg zu treten. Unbehelligt schritt er dahin, und der Mann mit dem feisten Tier warf einen wunderlichen Schatten auf die vom blauen Mondschein erleuchtete Landstraße.

Doch die Last wird schwer. Stöhnend steht er endlich vor seinem Hofe. Daß die Fenster schon dunkel sind, beunruhigt ihn. Er will die Thür öffnen. „Kruzittürken!“ — sie ist verschlossen. Und gleich daneben — die Thür zum Speicher steht offen — ein deutlicher Wink! Sie hat ihre Drohung wahr gemacht. Langsam läßt er die tote Sau auf die Bank vor dem Hause gleiten und krast sich hinter dem Ohr. Was ist da zu machen? Er hätte sich so gefreut, jetzt seinem Weibe von dem mannhafsten Streit zu erzählen. Mit schwerem Entschluß tritt er in die Schener. Da klirrt oben ein Fenster und der blonde Kopf der Rezl lugt herab. „Jesses Maria!“ schreit sie auf, „da liegt einer auf der Bank. Sie haben meinen Sepp derschlagen!“

Lachend springt der Bauer wieder hervor: „Na, Rezl, so schlimm is net. G'rauft hab i schon und alli hab' i's nausgeuert, die dich und mich beleidigt haben. Aber derschlage is keiner word'n. Der Tote da auf der Bank, den hab' i dir mitbracht, der gehört dein!“

„Was redt denn für narret's Zeug daher?“ fragt sie herab und blickt ängstlich auf den rätselhaften-Körper. „Aba nein, dös is ja ta Mensch, dös is ja a Sau.“

„A Sonntagsbraten, den i beim Kegelscheibe gwonna hab! Schau, Rezl, 's war halt doch gut, daß i in's Wirtshaus bin. Darfst mir schon noch a Mal Absolution geben, komm herunter, spirr auf.“

„A Sau, a ganze Sau, — jessas, wia mi dösgfreut! — Aba Maria und Josef, wie schaut denn aus, — grad völli verrisse is bei Gwand, — na, so kannst net unten bleiben in der kalten Nacht, sell is wahr,“ — aba sie wird verlegen und rot, „i kann ja net, Sepp, i darf dir net aufspirre.“

„Warum denn net?“ lacht er ungläubig.

„Na, na, weil i's unserm Schutzpatron, dem heiligen Sebastian, gelobt hab'. Wie 's mir gsagt ham, du seist wieba im Adler, hab i's gschworn: die Thür sperr i dir heut nimma auf.“

Das war fatal. Dem Heiligen mußte man sein Versprechen halten.

Eine Weile sinnen beide nach. Da kommt dem Bauern ein Gedanke. Blitzschnell springt er über den Hof und holt eine Leiter.

„Aba was thust denn, Sepp, — bist leicht völli verrückt worden?“ schallt es von oben.

„Fensterln thua i bei mein Schab,“ lacht er, „'s Fenster hast ja eh auf, und d' Thür aufspirre brauchst ma net. I find schon den Weg eini, und dein Schwur hast dengerscht ghalte.“

Das leuchtet auch der Nezl ein. Vom Fenster ist ja gar keine Rede gewesen. Da kann der Heilige nicht zürnen. Und eh' sie sich's versteht, steht der Sepp schon auf der letzten Sprosse und schwingt sich in die Kammer.

Da erhebt sich drunten von der Straße her ein furchtbares Lärmen und Geschrei. „Laßt ihn net außi!“ „Da steht no die Leiter.“ „Umstellt das

Haus!“ „I hab's gsehge, wia er einigstiege is, der Lump, der Spizhub!“ „Wekt's den Bauern, sunst bringt er's no alli um.“ „A so was war no net da im Dorf.“

Der Sepp und die Nezl lauschen mit verhaltenem Atem. „Jessas,“ flüstert die Bäuerin, „der Himmelhofer und seine alten Spezis sind's, die von der Kirchweih in Olfenbrück hoamkemma und glaube, es sei einer einbroche.“

„Schant's da, a gmegete Sau hat er schon auftrage, der Dieb, der Räuber,“ — schreit es unten von neuem, „he, Bauer, Bauer, wacht auf, a Spizhub is in eurem Hof.“ Der Lärm schallt schauerlich durch die Nacht, Faustschläge und Fußstöße donnern gegen die Thüre.

„Himmel, sie schlagen uns noch das Hausthor zusammen,“ schreit die Nezl und eilt an's Fenster.

„Gebt's doch a Ruah, da Sepp is ja, der bei mir eingstiegen is.“

Die Ueberraschten fahren zurück, im Mondschein erkennen sie die Bäuerin. „Was sagst, — bei Mann is bei dir einigstiege?“

Da zeigt auch der Sepp sich hinter ihr: „Freili bin i's,“ lacht er, „is halt der kürzeste Weg g'wen, und 's Hausthor is ma net schnell gnuu aufgange.“

Nun müssen sie 's glauben und entfernen sich mit verdüsterten Gesichtern. „Die zwoa müß'n si schon gar viel gern hab'n,“ meint kopfschüttelnd der Bauer vom Himmelhof. „I bin a alter, grauer Mann word'n, aba dösg hab' i meiner Tag net g'hört, daß oaner bei seinem Weib in da Nacht fensterln geht.“



Samoaanische Familie.

Die dritte Ortslaterne.

Eigensinnige und schlißhörige Hofbauern giebt's überall in der Welt. Das sollte auch der Herr Förster im Holzacker-Tobel erfahren.

Die ganze Gemeinde, in der unsere Geschichte sich zugetragen, besteht aus 21 Häusern, die zer-

streut auf der Höhe und im Thal unten liegen, inmitten der Acker und Wiesen. Die kleine Gemeinde machte ein freundliches Gesicht, besonders wenn die Sonne drein schien, und die Hofbauern nannten deshalb ihre Häuser zusammen nur das „Städtle.“

Am Bach drunten an der Straße stand das Wirtshaus zum „goldenen Adler“ und 10 Minuten davon weg, auf der Höhe droben am „Holzacker-Tobel,“ das Forsthaus. Es war zu manchen Zeiten nicht gerade einladend, das Sträßlein vom Wirtshaus zum Forsthaus zu passieren, insonderheit, wenn es Winter und glatt war, oder gar finstere Nacht, denn man mußte über eine Brücke ohne Geländer. Es war aber der einzige gangbare Weg vom „Unter-“ zum „Oberstädtle.“

Und wie es nun so geht: der Förster war ledig und wollte nicht in seinem einsamen Hause den Winterabend hindurch Trübsal blasen oder Flöten spielen. Da wanderte er eben dann und wann herunter zum Adlerwirt, um mit ihm und dem Pfarrverwalter von Bollersbach einen Stat zu machen, bei dem sich die drei Herren gut unterhielten und nach dessen Beendigung der Förster mit dem Adlerwirt oft bis in die mitternächtliche Stunde zusammen saß beim vorzüglichen 95er Rotenberger Weißherbst.

Die Heimreise des Försters war dann hie und da etwas beschwerlicher Natur, besonders wenn kein Mond am Himmel war. Am Adlerwirtshaus brannte wohl eine Dellampe, der der Adlerwirt je nach der Güte seiner Gäste früh oder spät das Lebenslicht ausmachte, aber sie leuchtete dem Förster nur auf ein kurzes Stück seines Heimweges. Dann wurde es unheimlich dunkel, und einmal sogar kam der Förster in stockdunkler Winternacht neben der Brücke in den Bach.

Jetzt war's genug.

Er machte eine Eingabe an den Ortsgemeinderat um Erstellung einer weiteren Laterne auf dem Weg bei der Brücke im Holzacker-Tobel.

In der nächsten Gemeinderatssitzung kam das Gesuch des Försters zur Verlesung. Der Gemeinderat bestand aus dem Schluttenbacher Hofbauern als Bürgermeister, dem Nepomucenus Schindelmeier, der abkürzungsweise Bummезini genannt wurde, als Ratsschreiber, einem Thalhofbauer und 2 Berghofbauern. Der Bürgermeister schüttelte den Kopf nach der Verlesung: „Zwei Laternen,“ sagte er, „hat die Gemeinde, eine beim Adler drunten und eine beim Forsthaus droben. Jetzt will der Förster noch eine dritte zwischen hinein? Für wen denn? Unsere Ochsen finden den Weg, und unsere Hofbauern schlafen in der Nacht. Der Förster soll's auch so machen! Aus einer dritten Ortslaterne wird nichts! Ihr, Gemeinderäte, stimmt alle dagegen!“

Und so war's; alle 4 stimmten dagegen.

Der Förster aber richtete daraufhin seine Ein-

gabe an den Bezirksrat. Und da die Straße vom Unter- zum Oberdorf als Ortsstraße galt, so „müsse die Gemeinde dahin auch — da die Straße nach gefehliger Vorschrift notwendigerweise auch beleuchtet werden müsse — eine Straßenlaterne erstellen.“ So lautete der Entscheid des Bezirksrates, der dem Gemeinderat zugestellt wurde. Bis aber so eine papierene Geschichte hin- und herläuft und Sitzungen deretwegen gehalten sind, vergehen verschiedene Wochen. Mittlerweile kam der Frühling und die 3. Ortslaterne schlief ein.

Aber im nächsten Winter mahnte der Förster an den Beschluß des Bezirksrates. Und da gegen die Richtigkeit desselben nichts zu sagen war, beschloß der Gemeinderat in seiner Sonntagsitzung vom 28. November 1897, „eine dritte Ortslaterne anzuschaffen.“ Der Bummезini wurde beauftragt, mit seinem Fuhrwerk in die Stadt zu fahren und einen hohen, gußeisernen Laternenpfahl in der Maschinenfabrik zu kaufen. Er wurde sorgfältig ins Remisehöpfler hinterm Rathaus verbracht. Dort lag der Pfahl nun getrost und ruhig ausgebreitet auf dem Boden.

Es rührte sich niemand, den Laternenpfahl nun auch an den Ort seiner Bestimmung, an die Brücke des Holzacker-Tobels, zu dirigieren. Der Förster machte eine zweite Eingabe an den Gemeinderat betreffs der nunmehr zu erfolgenden Aufstellung der dritten Ortslaterne. Die Hofbauern aber lachten darüber, sie hatten ja jetzt eine dritte Ortslaterne in ihrer Gemeinde. Der Förster mußte auch zum zweitenmal an den Bezirksrat berichten. Auf dessen Weisung ließ der Bürgermeister im Spätherbst den Laternenpfahl wirklich auch setzen. Der Bummезini mußte einen Glasbehälter, eine Dellampe und einen Cylinder darauf in der Stadt kaufen, also daß endlich die Laterne fix und fertig an der Bruck stand.

Darob freute sich der Förster, daß er doch die zähen Hofbauern mürbe gemacht hatte.

Aber siehe da! Die Laterne brannte nie; ja es war bei näherer Besichtigung des Försters weder Docht noch Del darin. Der Förster verlangte in einer dritten Eingabe an den Gemeinderat, daß nunmehr die Laterne auch anzuzünden sei. Der Bürgermeister aber sagte in der Gemeinderatssitzung: „Wir haben nach bezirksrätlicher Anweisung bloß eine Laterne zu stellen, für die Beleuchtung soll der Förster sorgen!“

„Ha, ha, ha!“ lachten der Bummезini und die 3 Hofbauern, der Mattenazi, Gießhofbauer und Allmendspfleger über die schlaue Rechtsweisheit ihres Bürgermeisters.

Wollte der Förster die Laterne auch angezündet sehen, so mußte er zum drittenmale an den Bezirksrat appellieren, der natürlich verfügte, „daß die Laterne auch vonseiten der Gemeinde zu beleuchten sei.“

Da endlich verfügte der Gemeinderat in seiner Januarsitzung, daß die dritte Ortslaterne vom 13. Januar 1899 ab hinfort anzuzünden sei.

An diesem Abend sah der Förster die Laterne, für die er drei Winter lang kämpfen mußte — im ersten Winter wegen des Ankaufs, im zweiten wegen der Aufstellung und im dritten wegen der Beleuchtung — in später Nachtstunde auf seinem Heimweg zum erstenmal in ihrem helleuchtenden Strahlenfranz in den Holzacker-Tobel leuchten. Voll Freude blieb er vor ihr stehen und besang sie herzfrohlich mit dem „Lied an den Abendstern.“

Des andern Tages aber kam des Bürgermeisters Knecht, der krumme Hilarius, mit einem Fuhrwerk voll Langholz den Holzacker-Tobel herunter. Bei der Brücke aber ging's so schief zu, daß der Hilari

wahrhaftig den neuen Laternenpfahl anfuhr und ihn krachend abdrückte in Zweidrittel seiner Höhe, sodaß der Pfahl mitsamt dem Glasbehälter und der Lampe klirrend dahinsiel . . . Und da lag sie, die dritte Ortslaterne, um deretwillen so mancher Bogen Papier verschrieben, die nach dreimaliger bezirksrätlicher Mahnung angekauft, aufgestellt und angezündet worden war, kaput und gebrochen im Ortsbach.

„O einfältiger Laternenpfahl,“ brummelte der Hilari und kratzte sich im Bart. „Drei Winter hast braucht, bis du fertig g'wesen, und nur einen Tag hast leben dürfen, bis du wieder fertig g'wesen, du dürres, gußeisernes Luder! Na, na . . . der Bürgermeister, mein Herr . . . deß wird a Freud' sein!“

Und so war es auch. Aber gewiß gehen mindestens wieder drei Winter darüber, bis für die dritte Ortslaterne eine neue erstellt sein wird bei der Brucke am Holzacker-Tobel!

V. Sch.

Weltbegebenheiten

im Zeitraume vom 1. Juli 1899 bis 1. Juli 1900.

Der Wanderer macht mit seinen Lesern den ersten Gang durch das **deutsche Vaterland**. Und den macht er gern, denn es sieht darin gut aus. Handel und Industrie stehn in hoher Entwicklung und bringen Deutschland Wohlstand und Ansehen. Deutscher Fleiß, Geschicklichkeit und Arbeit zeigen sich im prächtigen Glanz auf der Pariser Weltausstellung; sie zeigen sich in der steten Zunahme unseres Welthandels und rufen deshalb den Neid anderer Nationen gegen uns hervor, besonders den der Engländer, die gern allein Meister sein wollen auf dem Weltmarkte. Ihre böse Gesinnung gegen uns zeigte sich so recht während des Burenkriegs. Nicht weniger als drei Schiffe hatten uns die Herren Engländer mit Beschlag belegt bloß auf die Vermutung hin, daß sie Kriegs-

bedarf nach Transvaal lieferten. Da ist aber unser Minister des Außern, Graf von Bülow, dreingefahren, und das hat den Wanderer gefreut. Die Engländer bekamen nach und nach Respekt und ließen unsere Schiffe in Ruhe. — Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß wir, wenn wir auf dem Meere draußen auch etwas gelten und unsere Kolonien und Handelschiffe schützen wollten, mehr Kriegsschiffe brauchen. Zu dieser Ansicht kam auch, wenngleich nach einigem Zaudern, der Reichstag und genehmigte mit $\frac{2}{3}$ Mehrheit die vom Admiral von Tirpitz eingebrachte Flottenvorlage in ihren Hauptpunkten. Hier- nach erhalten wir im Laufe von 16 Jahren eine zweite Schlachtflotte mit 4 stolzen Schlachtgeschwadern. Sie kostet allerdings ein heiden-



Paul Krüger, Präsident von Transvaal.

im Beisein des Gouverneurs Solf. Der deutsche Handel bekommt dadurch einen festeren Stützpunkt und größere Ausdehnung auf den Inseln. — Im Hinterland von Kamerun sind Unruhen ausgebrochen, die zu Kämpfen mit den Eingeborenen führten; leider ist hierbei der deutsche Assessor von Gagern getötet worden.

In unserm engern **Heimatland Baden** hat sich der Neffe des Großherzogs, Prinz Max, ein Sohn des verstorbenen Prinzen Wilhelm, mit der Tochter des Herzogs von Cumberland, der Prinzessin Marie Luise, verlobt. Der Wanderer sendet ihm

und seiner Braut herzliche Gratulation und wünscht ihnen Gottes Segen in den Ehestand.

Im öster-

reichischen

Staat ist es

bunt drunter

und drüber ge-

gangen. Der

deutschfeindli-

chen Elemente

sind es darin ge-

rade genug.

Tschechen, Slo-

vaken und Ma-

gyaren hatten

an den leitenden

Ministern in

Oesterreich und

Ungarn, Thun

und Banffy, eine

feste Stütze.

Aber der Krug

geht zum Brunnen,

bis er bricht, und der Minister

zum Kaiser, bis er spricht: „Lieber Thun, das best'

ist's, er geh'; nehm er auch den Banffy noch mit,

adjo!" Ohne Sang und Klang und besondern

Dank gingen die zwei Herren. Der Kaiser berief

einen mehr deutsch-freundlichen Minister, den

Grafen Clary. Die gehässige deutsch-feindliche

Sprachenordnung wurde aufgehoben und Unter-

handlungen wurden angebahnt, damit der zer-

fahrene Staatskarren wieder ins Geleise gebracht

werden könne. Rabiate Tschechen, grobe Böhmen

und unkultivierbare Slovaken hat's aber immer

noch genug. Die Tschechen machten bei einer der

letzten Juni-Sitzungen im Abgeordnetenhaus einen

solchen Hölle=Kadav, daß das Parlament bis auf weiteres geschlossen wurde. — In den Kohlen-distrikten von Schlesien, Böhmen und Mähren ist ein großer Massenstreik ausgebrochen, der bis zu uns heraus fühlbar wurde.

In **Frankreich** ist im vergangenen Sommer das Schauerdrama des Prozesses Dreyfus zum letzten Akt gekommen. Der Gefangene von der Teufelsinsel wurde trotz brillanter Verteidigung vom Gerichtshof zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt aus „höheren" Rücksichten, die man aus militärischen Gründen gegen die Herren Generale nehmen mußte,



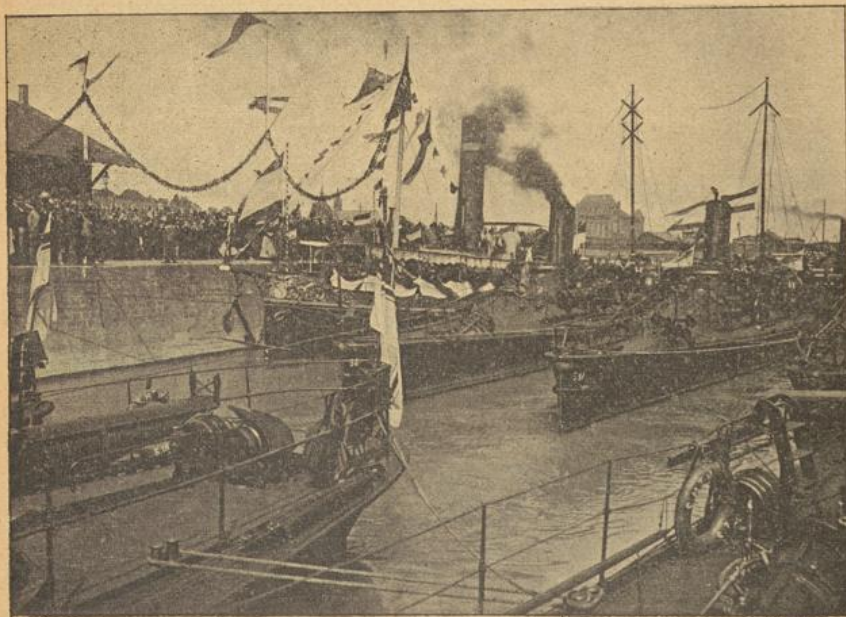
Abfahrt des Dampfers „Frankfurt“ nach China am 3. Juli, morgens halb 4 Uhr.

um sie nicht bloßzustellen. Dreyfus wurde aber sofort begnadigt und freigelassen. Einige verrückte Pariser Judenheker und Oberschreier zettelten dessentwegen zwar einen neuen Skandal an, versuchten die Republik zu stürzen und ihr Opferlamn, den Herzog von Orleans, auf den vergilbten französischen Thron zu schleppen. Aber der schneidige Kriegsminister Gallifet schaffte die Schreier über die Grenze oder sperrte sie ein. — Nachdem so in Paris ausgefegt und aufgeräumt war, konnte man an die Vorbereitungen zur großen Weltausstellung gehen, die im April vom Präsidenten Loubet feierlich eröffnet wurde. Der Wanderer hat vor, auch nach Paris zu fahren, — er kann vom Feld-

um sie nicht bloßzustellen. Dreyfus wurde aber sofort begnadigt und freigelassen. Einige verrückte Pariser Judenheker und Oberschreier zettelten dessentwegen zwar einen neuen Skandal an, versuchten die Republik zu stürzen und ihr Opferlamn, den Herzog von Orleans, auf den vergilbten französischen Thron zu schleppen. Aber der schneidige Kriegsminister Gallifet schaffte die Schreier über die Grenze oder sperrte sie ein. — Nachdem so in Paris ausgefegt und aufgeräumt war, konnte man an die Vorbereitungen zur großen Weltausstellung gehen, die im April vom Präsidenten Loubet feierlich eröffnet wurde. Der Wanderer hat vor, auch nach Paris zu fahren, — er kann vom Feld-

zug her noch einige Brocken französisch — um sich das Weltwunder an der Seine anzuschauen. Nach allem, was er hört, soll die Ausstellung großartig sein in allen Teilen. Besonders hoch gerühmt wird die erfolgreiche Beteiligung Deutschlands im Kunstgewerbe, in der Industrie und im Bauwesen. Das nächste Jahr erzählt dann der Wanderer seinen Lesern etwas ausführlicher darüber. Von dem Vertreter des deutschen Reiches auf der Ausstellung, dem Geheimrat Dr. Richter, findet der Leser nachstehend eine Photographie.

Die **Engländer** haben ein ganz schlimmes



Torpedoboote vor der Abfahrt aus Worms am 17. Mai 1900.

Jahr hinter sich. Der Krieg in Südafrika mit den Buren hat die volle Antipathie fast aller Nationen Europas gegen Englands Herrsch- und Eroberungssucht klar gezeigt. Der Wanderer hätte den scheinheiligen, rücksichtslosen Engländern eine derbe Lektion gewünscht! Nach Gold und Diamanten lüstern war schon im Jahre 1896 der Raubritter Jameson im Einverständnis mit dem englischen Minister Chamberlain in den Buren-Freistaat eingefallen, aber mit blutigem Kopf heimgeschickt worden. Der afrikanische Goldkönig, der edle Cecil Rhodes, in Verbindung mit dem ebenso edeln Kolonialminister Chamberlain in London, wollte

aber mit diesem mißlungenen Versuch sein Geschäft noch nicht aufstecken und drängte den Transvaal-Buren den Krieg geradezu auf. Im Vertrauen auf Gott und ihre gerechte Sache zogen die Buren in den ungleichen Kampf gegen das mächtige England. Mit großer Geschicklichkeit kämpften sie erfolgreich gegen die englischen Generale. Aus ihren Bergen heraus richteten sie ein wohlgezieltes Feuer gegen die Engländer und streckten Hunderte nieder. Sie schlossen die Städte Ladysmith, Kimberley mitsamt dem Cecil Rhodes und Mafeking ein. In ihren Reihen kämpften viele Deutsche, Franzosen, Hol-

länder unter der Führung der Burengeneräle Joubert, Cronje, Botha, Schalk Burger, Lukas Meyer, Vellebois. Monate lang hielten sie die englischen Generale Buller, Warren, Methuen, Gatacre und andere von den Grenzen ihrer Heimat fern. Die Schlachten am Modderfluß und am Spionkop zeugten von der Treffsicherheit der Buren und der leichten Beweglichkeit ihrer Heereskörper. Da verschrieben

die Engländer in ihrer Not die Generale Roberts und Kitchener aus Aegypten aufs südafrikanische Schlachtfeld.

Mitte Februar rückte Roberts mit erdrückender Mehrheit gegen die Stellung der Buren im Oranjer-Freistaat. Diese, sorglos und nicht gewohnt im offenen Felde zu kämpfen und rasch zu handeln, wurden durch den schneidigen und schnellen Vormarsch der Engländer überrascht und zogen sich aus ihren guten Stellungen zurück, um ihre Heimat zu verteidigen. Es folgte jetzt Schlag auf Schlag. Kimberley wurde durch den englischen Reitergeneral French entsetzt; Cronje mit 3600 Buren nach heldenmütigem

Kampf am Modderfluß gefangen genommen; auch von Ladysmith zogen die Buren ab. General Roberts fiel in raschen Märschen ins Land der Oranjer ein, besetzte Bloemfontein, ihre Hauptstadt, und Kronstadt. Mitten im Kriegshandwerk starb der Oberstkommandierende der Buren, General Joubert, im 70. Lebensjahr. So hatten die Buren zwei ihrer besten Führer verloren, welche mit einem kleinen Heer das mächtige England vier Monate in Schach gehalten hatten. General Botha führte jetzt den Oberbefehl.

konnte. Der Oranje-Freistaat wurde als Oranje-Kolonie England einverleibt, und auch die holländische Transvaal-Republik droht dem gleichen Schicksal anheimzufallen.

Die heldenmütigen Führer der beiden Burenrepubliken, die Präsidenten Krüger und Steijn, die Außer im Streite, aber sind entschlossen, auszuhalten und für die Freiheit ihres Vaterlandes alles zu opfern. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!“



Linien Schiff „Kaiser Wilhelm II.“ Bewaffnung: 62 Schnellabakanonen und Maschinengewehre. Besatzung: 651 Köpfe.

Wohl sammelte er seine Häuflein da und dort, doch konnte er Entscheidendes nicht ausrichten gegen die vier- und fünffache Uebermacht der Engländer. Die Buren zogen sich ohne große Verluste langsam zurück in die Grenzberge am Vaalfluß. Auch Mafeking fiel jetzt nach siebenmonatlicher Belagerung wieder den Engländern zu. Ohne großen Widerstand zu leisten, zogen sich die Buren auch in Transvaal zurück, so daß General Roberts ohne Mühe die Goldstadt Johannesburg und die Hauptstadt Pretoria besetzen

Und sollte eine so edle, heldenmütige Nation nicht unsere Bewunderung verdienen? Aber was hat sie von all der Bewunderung? Triumphierend fahren die Engländer über die Gold- und Diamantfelder und höhnennd stecken sie einen großen, reichen Besitz in ihren großen Schlempensack. Wohl hätte ein Zusammengehen der Mächte zugunsten der Republik England recht unangenehm sein können; aber die Eiferucht der Völker auf einander giebt England freie Hand: die Franzosen begnügen sich

damit, die englische Königin von den Buren durchhauen zu lassen, natürlich nur auf Bildern; die Deutschen dichten herzergreifende Burenlieder; die Russen setzen sich währenddessen in Persien fest, benutzen weiter die günstige Gelegenheit und erzwingen die Verechtigung von den Chinesen zum Eisenbahnbau mitten ins Herz ihres Landes und sichern sich das Niederlassungsrecht in der koreanischen Hafenstadt Masampo. Die Portugiesen öffneten sogar den Engländern um einen Judaslohn den freien Durchgang durch ihr afrikanisches Gebiet,

damit die Engländer den Buren in den Rücken fallen können.

Und während die Engländer um des glänzenden Goldes willen in Afrika Tausende ihrer Leute verbluten lassen, hungern und sterben an Pest und Cholera Tausende in Indien.

In **China** raucht ganz gewaltig. Eine aller fremden Kultur feindliche Gesellschaft, die „Boxer“, zerstörte in der Nähe von Peking und Tientsin die Eisenbahn, die Gebäude der Europäer und tötete viele Fremden. Im Geheimen scheint es die chinesische Kaiserin, eine ausgesprochene Feindin aller Fremden, und ihre Minister mit den Aufständischen zu halten. In Peking gerieten die Gesandten und die Fremden in größte Not, ermordet zu werden. Der deutsche Gesandte, Freiherr von

Ketteler, der vor längeren Jahren als Offizier bei unserem Leibgrenadierregiment in Karlsruhe gestanden hat, wurde auf dem Weg vom Gesandtschaftsgebäude zu der chinesischen Regierung von aufrührerischem Gesindel angefallen und grausam umgebracht. Der Wanderer hofft seinen Lesern im nächstjährigen Kalender erzählen zu können, daß uns für diesen schändlichen Bruch des Völkerrechts volle Genugthuung geworden ist. Einstweilen sind einige Divisionen deutscher Panzerschiffe mit zusammen etwa 10 000 Mann an Bord unterwegs, um im Verein mit den Truppen der anderen Weltmächte, wozu in Asien auch die Japaner gehören, den Chinesen den nötigen Respekt vor dem Völkerrecht beizubringen.

Bereits haben früher angekommene Marine-soldaten der verbündeten Mächte, Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen, Amerikaner und Japaner, die Hafensfestung Taku im Sturm genommen und sind auf dem Marsche nach Peking.

Zum Schluß seiner Wanderung durch die Welt muß der Wanderer auch noch der bedeutend-

sten **Unglücksfälle** und der hervorragendsten **Totengedenken**. Das Schiff „Patria“ der Hamburg-Amerika-Linie ist in der Nordsee verbrannt; das französische Schauspieltheater ist abgebrannt, dabei ist eine Schauspielerin verbrannt; in Lieboldsheim



Cecil Rhodes.



Chamberlain.



General Buller.



General Joubert.



General Roberts.



General Cronje.



Präsident Steijn.

bei Karlsruhe brannten 29 Häuser ab; auch sind im vergangenen Jahre mehrere große Warenbazare verbrannt, bei einem solchen Brand in Karlsruhe sind 3 Menschen ums Leben gekommen; bei Pille in Frankreich ertranken 33 Kinder beim Schlittschuhlaufen; bei einem Sturm sind an der Küste von Nordschottland 70 Personen umgekommen; infolge von Hochwasser im bairischen Oberland und in Oesterreich wurde großer Schaden an Feldern und Brücken angerichtet; ein Erdbeben auf der ostindischen Insel Java kostete 4000 Menschen und ein Orkan auf der westindischen Insel Portorico 2000 das Leben; durch Absturz von den Schweizerbergen verloren im letzten Sommer 45 Personen ihr Leben.

Gestorben sind: die Fürstin Marie von Leiningen, die Schwester unseres Großherzogs, am 22. November, im Alter von 65 Jahren; die Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein, die Mutter der deutschen Kaiserin; der Großfürst-Thronfolger Georg von Rußland; Großherzog Peter von Oldenburg; die Fürstin-Mutter Josephine von Hohenzollern; unter den wackeren Kämpfern aus den 66er und

70er Jahren, die zur großen Armee abberufen wurden, sind zu nennen: die Generale v. Heudeck, v. Stiehle, v. Rosenbergh, v. Treßow und v. Kummer, der vor Metz die Landwehrdivision befehligte. Ferner sind gestorben: Osman Pascha, der Verteidiger von Plewna; Graf Zeppelin, der im Burenkrieg fiel; der Kalif Abdullah, der Nachfolger des Mahdi in Chartum; der ehemalige preussische Kultusminister v. Puttkamer; Weihbischof Schmitz in Köln; Bischof Haffner in Mainz; Kardinal Jakobini in Rom; der berühmte Heidelberger Chemiker Bunsen; der Zoologe Karl Ruß; der bekannte Komponist Millöcker; der ungarische Maler Munkacsy; die Kammerfänger Vogl in München und Plank in Karlsruhe; der berühmte Komiker Helmerding; Graf Benedetti; Reinhold Baumstark, ehemaliger badischer Abgeordneter;



Geheimrat Dr. Richter, deutscher Generalkommissar für die Weltausstellung 1900 in Paris.

Reichstagsabgeordneter Frhr. von Huene; der bekannte Alpenbesteiger Purtscheller in Salzburg; Eisenbahndirektor Droz in Bern und der amerikanische Eisenbahnkönig Cornelius Vanderbilt.

V. Sch.

Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

Was sind die Seelen eitler Weiber?
Bloß Kammerfrauen ihrer Leiber.

Schwer drückt ein voller Beutel; doch noch schwerer — Ein leerer.

Verdächtige Sachen.

Ein verführter Feind,
Ein erkaufter Freund,
Sind zu einer Brücke
Ungeschickte Stücke.

Offenheit.

Besser Honig in dem Herzen, auf den Lippen Galle führen,
Als wo Galle steckt im Herzen, eitel Honig lassen spüren!

Liebe.

Die neue Liebe nur braust wie ein junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

Habsucht.

Wer kargt, um Schätze zu erwerben,
Erwirbt sich selbst ein täglich Sterben
Und ein Gelächter seiner Erben.

Nationelle Ernährung ist die Grundbedingung für unser körperliches Wohlbefinden, und darum müssen wir der Nahrungsmittelfrage unbedingt eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Es ist die Pflicht, namentlich jeder Familienmutter, alles Neue, was auf diesem Gebiete erscheint und Beachtung verdient, zu prüfen — das Beste aber zu behalten. Auf diesem Wege wird sie ganz sicher dazu kommen, die Produkte der Maggi-Gesellschaft dauernd in ihrem Haushalte zu verwenden, zu ihrem eigenen und ihrer Angehörigen Vorteil. Maggi's Gluten-Kakao, Gemüse- und Kraftsuppen, Bouillonkapseln und — nicht zum wenigsten — die allbekannte Suppenwürze sind dazu berufen, auf dem Gebiete der Volksernährung eine große Rolle zu spielen; um so mehr, als dieselben sich neben ihrem großen Nutzen auch durch billigen Preis auszeichnen.



...en Jahren als Offizier in ...
... Regiment in ...
... dem Weg von ...
... chinesischen ...
... anfrühlichen ...
... angefallen und ...
... umgebracht. ...
... derer hofft seine ...
... im nächstjährigen ...
... der erzählen zu ...
... und für die ...
... den Bruch des ...
... volle Gemüths ...
... worden ist. ...
... indischen Insel ...
... sind einige ...
... durch Absturz ...
... bergern verloren ...
... Sommer 45 ...
... zusammen das ...
... Personen ihr ...
... Gestorben sind: ...
... die Fürstin ...
... Marie von Leiningen, ...
... die Schwester ...
... unseres Großherzogs, ...
... am 22. No- ...
... vember, im ...
... Alter von 65 ...
... Jahren; die ...
... Herzogin Friedrich ...
... von Schles- ...
... wig-Holstein, ...
... die Mutter ...
... der deutschen ...
... Kaiserin; ...
... der Großfürst- ...
... Thronfolger ...
... Georg von ...
... Ruß- ...
... land; Großherzog ...
... Peter von ...
... Oldenburg; ...
... die Fürstin- ...
... Mutter Josephine ...
... von Hohenzollern; ...
... unter den ...
... wackeren ...
... Kämpfern ...
... aus den ...
... 66er und ...